Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, September 1846. 3. Heft.

Die Kettenbrücke.

Erzählung von Georg Döring.

(Schluß.)

„Gewiß, August," versetzte sie, „strebe ich selber mit aller Kraft meines Willens diese Verwirrung meines Innern, zu der ich keinen Anlaß habe und kenne, zu bekämpfen. Aber wie ich auch darin beharre, so tritt mir immer übermächtig der furchtbare Gedanke entgegen, daß wir nie jenes Ufer betreten werden. Schilt mich eine Thörin, lache über meine wachen Träume — ich selbst erkenne sie als solche, und dennoch kann ich ihrem erschütternden Eindrucke nicht widerstehen."

„Sieh', Marie!" entgegnete Willing unbefangen und mit ermunternder Stimme: „schon hatten wir den größten Theil der Brücke überschritten, das Werk meines Fleißes steht fest unter unsern Füßen, und nahe vor uns liegt das ersehnte Ufer. Nun wird doch wohl deine grundlose Furcht verschwinden und deine trübe Ahnung sich in heitere Hoffnung verwandeln?"

Da dröhnte und knarrte es plötzlich seltsam unter ihnen: der erste Wagen war ihnen bereits nahe; die Pferde des andern hatten eben mit den Vorderfüßen die Stelle betreten, welche durch Josephs nächtliche Arbeit ihre frühere Haltbarkeit verloren hatte. Vom Entsetzen ergriffen bebte Marie an Willings Seite zusammen; eine heftige Schwäche bemächtigte sich ihrer, und sie mußte sich fest an den Geliebten halten, um nicht zu Boden zu sinken. Willing zugleich mit Marien beschäftigt sah sich befremdet um. Aber auch er ward in diesem Augenblicke von einer lähmenden Erstarrung ergriffen; denn jetzt zertrümmerte in furchtbarem Krachen das Brückengebälk an jener Stelle, der abgerissene Brückentheil neigte sich dort schräg hinab in die Flut, welche ihn sogleich mit sich hinwegführte, und der hinter ihnen befindliche Wagen rollte, unter dem vergeblichen Hülfegeschrei des Kutschers und dem von den widerkämpfenden Pferden verursachten Getöse, hinunter in die schäumende Tiefe. Ein Blick auf die zweite Kutsche zeigte dem entsetzten Bräutigam, daß diese außer aller Gefahr sei. Der Kutscher hatte, als er unter dem ersten Tritte seiner Pferde das verdächtige Geräusch wahrnahm, diese mit Geistesgegenwart und Kraft schnell zu einer rückführenden Bewegung genöthigt, so daß Wagen und Rosse den feststehenden Theil der Brücke wiedergewannen und hier in völliger Sicherheit waren. Willings unthätiges Entsetzen dauerte nur wenige Augenblicke. Die Gefahr der Lage, in welcher er sich mit Marien befand, gab ihm Muth und Besonnenheit zurück. Ein schreckliches Bubenstück mußte diesem Ereignisse zu Grunde liegen: so viel stand klar vor seiner Seele. Aber jetzt war nicht Zeit hierüber nachzudenken. Nur eine Möglichkeit der Rettung vor dem drohenden Verderben war vorhanden. Noch wurden die losgerissenen Trümmer der Brücke von den am Ufer befestigten Ketten gehalten, und

vergebens suchten noch immer die tobenden Wellen, sie gänzlich vom Lande abzudrängen. Rasch hob Willing die ohnmächtige Braut auf seine Schulter, und eilte, mit der schönen Bürde beladen, so schnell als es die Abschüssigkeit und die Beweglichkeit des mit dem hintern Ende in die Flut hinabhängenden und von dieser hin- und hergeschleuderten Brückentheils zuließ, dem schon nahen Ufer zu. Aber auch seine letzte Hoffnung sollte, da er sie in wenigen Augenblicken erfüllt glaubte, vernichtet werden! Mit einem schneidenden Schrillen sprangen plötzlich die Ketten, welche, ihrer ursprünglichen Festigkeit beraubt, der anstürmenden Gewalt der Wogen nicht länger Widerstand leisten konnten, auseinander, und die von allen ihren Haltpunkten ledig gemachten Trümmer waren nun dem Sturm und den Wellen ganz und gar preis gegeben.

In einem Nu trieben die Wellen ihre Beute vom Ufer hinweg in die Mitte des Stromes. Hier hüpfte sie nun als ein schwankendes Fahrzeug, von den aufschäumenden Wellen bald an eine verborgene Klippe geschleudert, bald mit großer Gewalt überströmt, rastlos auf und nieder, so daß Willing, den Entsetzen ergriffen hatte und Fieberfrost schüttelte, sich und die in seinen Armen ruhende Marie kaum aufrecht zu halten vermochte. Durch die heftige Bewegung und durch das nässende Wasser wurde die Braut aus ihrer Ohnmacht erweckt. Schnell überblickte sie die gräßliche Lage, in der sie sich mit dem Geliebten befand; sie sah nun, auf welche Weise sich die früher bedeutungslose Ahnung erfüllt hatte. Es gibt Augenblicke, in denen selbst ein schwaches Mädchengemüth, wenn es der unbestimmten Furcht ledig geworden ist, dem Entsetzlichsten, das sich in einer bestimmten Gestalt zeigt, mit Fassung und Entschlossenheit entgegenzutreten im Stande ist. Ein solcher Moment war der gegenwärtige für Marien. Mit der Erkenntniß des unabwendbar scheinenden Verderbens kam ein Muth in ihre Seele, dessen sie sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie umschlang ihren Bräutigam und sah zärtlich zu ihm hinauf. Als sie aber bemerkte, daß seine trostlosen Blicke auf dem wilden Wogenspiele hafteten, welches sie umtobte, daß sie dann wieder mit dem Ausdrucke der höchsten Angst auf den Bretterboden gerichtet waren, der sie trug, als berechneten sie, wie lange die eisernen Klammern, welche die kurzen Querbalken unter der Dielenlage zusammenhielten, noch dem Drange der Wogen und den zerschellenden Klippen widerstehen möchten; als sie hierauf sein Auge verzweiflungsvoll in die Ferne blicken sah, ob kein rettender Kahn, keine menschliche Hülfe sich nähere: da faßte sie seine Hand, drückte sie liebevoll an das unruhiger schlagende Herz, und sagte mit fester aber sanfter Stimme:

„Was fürchtest du? Frühe wird uns ein Glück zu Theil, das wir nach Jahren ersehnt haben würden: wir werden zusammen sterben, und der Vater ist vorausgegangen und erwartet uns schon dort im Jenseits mit freundlicher Begrüßung!"

„O nein!" entgegnete Willing, indem er Marien fester an sich schloß. „Du wirst nicht sterben, du darfst nicht untergehen! Noch gibt es eine Gerechtigkeit über den Sternen; die wird, die muß dich retten. Auch der Vater ist nicht umgekommen wie du wähnst, ich selbst sah ihn sicher und außer Gefahr."

Da flammten plötzlich von der Uferseite, auf welcher das Städtchen gelegen war, viele Fackeln auf, und eine starke Stimme rief von dort her Mariens und Willings Namen.

„Das ist meines Vaters Stimme," sagte in froher Bewegung Marie: „das sind Freunde, die uns Hülfe bringen!"

„Sie werden uns nicht erreichen," versetzte August, indem sein Auge die ansehnliche Entfernung maß, in der sich die Nacheilenden noch befanden. Der Fluß ist schneller als sie; ehe sie zu uns herankommen, sind diese Trümmer gänzlich zerstückt, und wir haben unser Grab in den Wellen gefunden. Ach! ein schrecklicher Gedanke zerreißt meine Seele. Ich selbst mußte das Werk zu Stande bringen, das jetzt der Bosheit irgend eines entsetzlichen Frevlers Gelegenheit gegeben, in der Stunde, welche uns dem höchsten Glücke zuführen sollte, statt der Erfüllung aller Wünsche, statt der Befriedigung des liebevollsten Sehnens, Verderben auf unsere Häupter zu sammeln. Ja, nur die

Tücke eines verruchten Bösewichts konnte die Sicherheit meines Werks stören, die ich so wohl und fest begründet, daß ich auch in dieser furchtbaren Stunde deshalb mir nichts vorzuwerfen habe, und du, die du noch ein langes Leben mit Freude und Beglückung für den Vater und die Freunde hättest ausfüllen können, mußt nun frühe sterben in aller Blüthe und Jugendherrlichkeit, weil ich jenes Werk unternommen und vollbracht!"

Da fiel Marien der Gedanke an Joseph auf's Herz; aber sie mochte auf eine bloße Vermuthung hin die schreckliche Anklage nicht aussprechen.

Indessen trieb der losgerissene Brückentheil, der nun zu einem kleinen Floß geworden war, mit wilder Eile stromabwärts. Die Fackeln der Suchenden verschwanden in immer weiterer Ferne, und keine tröstende Stimme war mehr zu vernehmen. Noch immer heulte der Sturm, die empörten Wellen umschäumten das gebrechliche Fahrzeug, von dem sich nun nach und nach einzelne Balken und Bretter abzulösen begannen, und der helleuchtende Mond ließ das, von aller menschlichen Hülfe geschiedene, Brautpaar die ganze Gräßlichkeit seiner Lage überblicken. Der Raum auf welchem die Liebenden standen, wurde immer kleiner; jemehr er an Festigkeit und Gewicht verlor, desto weniger konnte er sich ohne Schwanken auf den Wellen, die ihn furchtbar hin und her warfen erhalten. Die Augenblicke, welche das unglückliche Paar noch zu leben hatte, schienen gezählt. Schon streckte der Tod seine gierige Hand aus, nach den jugendlichen Opfern. Da ward das widerstandlose Fahrzeug von der Strömung nach jenem Felsenvorsprunge hingerissen, auf welchem einst Willing seiner Braut zum ersten Male von Liebe gesprochen: nach dem Steine der weinenden Braut.

„Dort werden wir unser Grab finden!" — sagte Marie: „das ist eine Unglücksstelle für liebende Bräute."

„Oder unsere Rettung!" entgegnete Willing, dem mit einem Male der Gedanke an das mögliche Gelingen eines Versuchs seine ganze Fassung und Kraft zurückgab. Er führte Marien an das noch festsiehende Geländer der Brückentrümmer, damit sie sich an diesem erhalte bei dem unaufhörlichen Schwanken des Fahrzeugs; dann riß er mit einer Gewalt, welche der Drang der Umstände übernatürlich steigerte, die Verbindungsstange des gegenüber befindlichen Geländers los, und bediente sich nun dieser als einer Fährstange, um sein kleines Floß an das Ufer zu drängen. Der Versuch schien zu glücken. Die Wellen, welche sich hier heftig brachen, wurden durchschnitten, und schon sahen sich die noch eben von der gräßlichsten Todesgefahr Bedroheten nahe am rettenden Hafen. Da erschien plötzlich auf dem Steine der weinenden Braut eine dunkle Mannsgestalt. Zusammenschaudernd erkannte Marie den wahnsinnigen Joseph; ein Schrei des Entsetzens fuhr aus ihrem Munde. In wilden Schwingungen tanzte Joseph auf dem Felsenvorsprunge. Als er die Herannahenden erblickte, stieß er ein gräßliches Hohngelächter aus, und mit der Donnerstimme eines Wüthenden rief er ihnen entgegen:

„Nun seyd Ihr mein und könnt nicht mehr entrinnen: Um Mitternacht habe ich das Werk beschworen, und es ist gelungen, und Ihr findet nun das Brautbett tief unten im kalten Strome!"

Auch Willing sah und vernahm den Entsetzlichen. Er ahnte wohl den gräßlichen Sinn seiner Rede, allein ganz erfüllt von der Noth des Augenblicks, war er nur bemüht, sein Fahrzeug an das Land zu treiben, was ihm in diesem Augenblick gelang. Aber auch Joseph war schon unten an der Landungsstelle, und mit gewaltigem Fußstoße schleuderte er, als eben Willing das zitternde Mädchen ergreifen wollte, um sie in Sicherheit zu bringen, die schwankenden Trümmer in die Brandung zurück, so daß von allen Seiten die Wellen über sie hinströmten und August sich und die Geliebte nur, indem er sich mit ihr fest an das noch übrige Geländer anklammerte, erhalten konnte. Da brach das Verderben, welches er Andern bereiten wollte, über Joseph selbst herein. In Folge der heftigen Bemühungen, wieder eine feste Stellung zu gewinnen, stürzte er von dem Felsenstrande hinab in den Strom, der ihn zugleich mit fortriß, und ihn, an den Felsenspitzen seine Glieder zer-

ſchellend, nur als eine gräßliche entſtellte Leiche an einer weit unten befindlichen Uferſtelle wieder auswarf.

Ohne helfen zu können waren Willing und Marie Zeugen des furchtbaren Schauſpiels. — Aber ſie ſelbſt ſchwebten noch in zu großer Gefahr, um ihm ihre ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden. — Auf's Neue unternahm Auguſt, nachdem ſein Floß wieder in eine ruhigere Bewegung gekommen war, mit aller Anſtrengung ſeiner noch übrigen Kräfte den früher mißlungenen Rettungsverſuch. Jetzt wirkte ihm keine feindliche Gewalt mehr entgegen: nach wenigen Augenblicken hatte das Paar feſten Grund und Boden gewonnen.

Sie waren gerettet; allein Marie zitterte vor Froſt und Näſſe, und in der ungemeinen Erſchöpfung, welche der übernatürlichen Spannung ihres ganzen Weſens folgte, verſagten ihre Glieder ihr den Gebrauch. Willing beladete ſich noch einmal mit der theuern Bürde und nahm, die ſchöne Laſt feſt an ſich drückend, ſeinen Weg dem Städtchen zu. Nun wurden auch an dieſer Seite des Ufers viele umherirrende Fackeln ſichtbar; froh bewegt vernahm Willing in der Nähe die Stimmen mehrerer Rufenden, und auf ſeine laute Anwort ſtand nach wenigen Augenblicken Meiſter Kurt vor ihm, deſſen freudige Begrüßung die ermattete Tochter mit ſchwacher Stimme erwiederte. — Schnell wurde Marie nach dem Städtchen zurückgebracht. Ein wehmüthiger Blick Willings fiel auf ſein zerſtörtes Werk, als die Heimkehrenden auf der, oberhalb der Brücke befindlichen Fähre über den Strom ſetzten.

Die Hochzeitsfeier war durch ein furchtbares Ereigniß verhindert worden, das nicht ohne betrübende Folgen bleiben ſollte. Marie fiel in eine ſchwere Krankheit. Nur ihre jugendliche Kraft, von ihres Bräutigams treuer Pflege und der Sorgfalt geſchickter Aerzte unterſtützt, konnte ſie retten. Indeſſen hatte des Soldaten Rudi Geſtändniß jeden Zweifel über den Urheber der Frevelthat gehoben, und den Architekten von jedem Vorwurfe gereinigt.

Als die Jungfrau geneſen war und zum zweiten Male ſich mit ihrem Bräutigam und ihrem Vater zum Hauſe des Herrn begab, damit nun das einſt vereitelte Bündniß den Segen der Kirche erhielt, ſtand die Kettenbrücke bereits wieder in ihrer alten Kraft und Sicherheit, und keine böſe Ahnung Mariens bewog das Brautpaar, ſeinen Sitz in der feſtlichen Kutſche zu verlaſſen. Auf der Stelle, wo damals das Unglück ſo unerwartet hereingebrochen, verfinſterte eine Wolke das heitere Antlitz des Bräutigams, und bei dem Gedanken an Joſeph konnte er ſich des Ausrufs nicht erwehren:

„Der Unmenſch! Er hat den Lohn ſeines Verbrechens gefunden.“

Da ergriff Marie zärtlich ſeine Hand und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Verzeihe ihm, mein Auguſt! Er wußte nicht, was er that.“ —

Seitdem gilt der Baurath Willing und ſeine junge Frau für das glücklichſte Paar im Lande, und Meiſter Kurt ſieht bereits die ſchöne Hoffnung, einen Enkel auf ſeinen Knieen zu ſchaukeln, erfüllt.

Joſephs Leichnam war gleich am Tage nach jener Schreckensbegebenheit gefunden worden. Still und zur abendlichen Zeit beſtattete man ihn auf dem Gottesacker des Städtchens. Nur ein Freund begleitete ihn dahin: Anſelmus, der finſtere Mönch.

Antonine.

Frei aus dem Französischen des Alfred des Essarts,
von Fr. Müller.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Heine.

Vor einigen Tagen besuchte ich einen meiner Freunde in der Rue de Ouest, jener Republik von Künstler-Ateliers in Paris, und nach einigen Stunden herzlicher Unterhaltung trennten wir uns. Der Freund begleitete mich nach Hause. Während wir aber langsam die genannte Straße hinabschleuderten, blieb derselbe plötzlich vor einem hübschen großen Hause stehen und sagte gesenkten Blickes zu mir: „Dieß Gebäude war unlängst der Schauplatz eines interessanten Drama's."

„Eines Drama's!" rief ich aus, „du scherzest; in unserem einförmigen Jahrhundert ein Drama! das möge wahrhaftig von guter Vorbedeutung sein!"

„Sprich nicht so leichtsinnig über ein ernstes Thema. Ein Drama in unserer Zeit gehört leider nicht zu den Seltenheiten; nur spielt dasselbe selten mehr, wie ehedem, auf dem öffentlichen Markte, sondern verschließt sich, nur von den darin Handelnden selbst geschaut, hinter vier kalte Wände, sich den häuslichen Herd zum alleinigen Schauspiel erkiesend. Die Zeit ist nicht mehr, wo die Schwerter sich in den Straßen begegneten, wo Edelleute stolz und jung auszogen und bleich und leblos zurückkehrten. Jene Trauerspiele auf den Straßen haben aufgehört und Tragödien in den Häusern Platz gemacht. Hebe die Dächer der Häuser, der Hütten ab, und blicke hinein in all' den Kummer und das Ungemach des Privatlebens; da wirst du die gepriesene Herrlichkeit dieser Welt sich die gegenseitige Langeweile vorwerfen hören, die Seufzer des Elends vernehmen und die Thränen der innern und äußern Zerrissenheit, der Armuth nicht zu zählen im Stande sein. Und jetzt frage noch einmal, ob ein Drama in unserer Zeit zu den Fabeln gehört."

„Ich begreife dich wohl, und wenn ich scherzte, so geschah es nur, um deine Erzählung des interessanten Drama's herauszufordern. Sieh', hier sind wir in dem Garten des Palastes Luxemburg angelangt, diesem auserlesenen Platze für vertrauliche Mittheilungen, dem blühenden Leichengefilde, in dessen blumenreicher Todesstille der Greis unter sonnenden Strahlen ruhig den Tod erwartet. Hier sind wir ungestört. Bitte, theile mir das folgenschwere Abenteuer der Rue de l'Ouest mit."

„Recht gerne, mein Freund."

Es werden nun bald zwei Jahre her sein, daß in jenes Haus, das ich dir zeigte, ein junger Mann, der kaum dreißig Jahre zurückgelegt haben mochte, einzog. Da er ohne einen Schwarm von Bedienten um sich, ohne Pferde, ohne Meubels, kurz ohne jenes glänzende Flittergepränge kam, das gewöhnlich das Auge der gaffenden Menge auf sich zieht, so machte seine Erscheinung kein großes Aufsehen; überdieß schien er selbst jede Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ernstlich zu fliehen. Doch war trotz aller Einfachheit und Bescheidenheit seiner Toilette nicht zu verkennen, daß der neue Miethsmann der höheren Gesellschaft angehöre und einen gewissen Grad von Wohlstand genieße. Seine ganze häusliche Einrichtung zeugte, wenn auch nicht gerade von Luxus und Ueppigkeit, doch von feinem Geschmack und verrieth den gewählten Anstand höherer Stände. Ein einziger Bediente genügte den bescheidenen Ansprüchen an Bedienung des jungen Mannes. Niemand konnte sich rühmen, ihn zu kennen, und der anspruchs-

lose Name Lucian barg, wie es schien, ein strenges Incognito. Auch empfing er nie einen Besuch, der ein Geheimniß hätte verrathen können, das er geflissentlich zu wahren bemüht schien. Vergebens versuchte ein müßiger Nachbar, Namens Richard, ein Kaufmann, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, seine geschwätzige Zunge, dasselbe zu durchdringen: nie und nirgends gelang es ihm, über die Angelegenheiten des Unbekannten, so nannte man den Fremden allgemein, ins Klare zu kommen. Oft rief derselbe verdrießlich aus: „Nimmermehr werde ich errathen, wer dieser Kobold von einem Fremden, dieser Lucian ... ist. Lucian!.. Kein Mensch heißt kurzweg Lucian ...;" oft zerbrach er sich wieder in geistreichen Combinationen auf Rechnung des Fremden das leere, unbeschäftigte Gehirn. Bald war es ein Verbannter, bald ein polnischer General, und kaum war er Abend's mit sich im Reinen, daß Lucian ein geheimer Polizeiagent sei, so tauchte ihm am andern Morgen die Idee auf, er könnte gar am Ende auch ein Jesuit sein. So quälte sich der arme Mann in Vermuthungen über den Stand des Unbekannten ab, um auf der schwankenden, zerbrechlichen Leiter wirrer Begriffsbildungen von Irrthum zu Irrthum, von Zweifel zu Zweifel zu steigen. — Lucian lebte unterdessen äusserst zurückgezogen und beschäftigte sich, unbekümmert um die neugierigen Nachstellungen seines Nachbars, mit Musik, Malerei und Lektüre; aber selbst diese Liebhabereien seines regelmäßigen Lebens beliebte er mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen. Nur wenigen Ohren wurde der Genuß der träumerischen Töne eines mit seltener Fertigkeit gehandhabten Violoncello's zu Theil, seine Gemälde verbarg er sorgfältig, und seine Lektüre nahm er in irgend einer abgesonderten Allee des Luxemburger Gartens vor. Nie floß vielleicht ein Leben ruhiger, zurückgezogener, geheimnißvoller dahin. Die äußere Erscheinung des Unbekannten entsprach vollkommen seiner klösterlichen Lebensweise. Ein melancholischer Ernst umflorte seine schönen Gesichtszüge, ohne ihnen gerade den Ausdruck finsterer Düsterheit zu verleihen, stille und schweigsam, war er doch gerade nicht stumm und erwiederte wenigstens immer mit Anstand und Artigkeit die Fragen, die hie und da von Nachbarn an ihn gerichtet wurden.

Herr Richard gehörte unter diese Glücklichen, oder besser gesagt, unter die Unbescheidensten derselben. Nichts hielt diesen unbesonnenen Schwätzer von unnützen, neugierigen Fragen ab; weder die lakonische Antwort, noch die est sarkastische Bedeutung der Worte. — Jedes Wort, das er von den Lippen des Unbekannten vernommen, legte er auf die kritische Wagschaale seines schwachen Verstandes und knüpfte mit Hülfe seiner Haushälterin die kühnsten Combinationen daran, und wenn es ihm nicht gelang, den schweren Knoten zu lösen, die glückliche Entdeckung über Lucians Verhältnisse zu machen, so war es gewiß nicht die Schuld des Ehrenmannes.

Das war der Verlauf der Dinge, als ein unverhergesehener Umstand die Verhältnisse der Hauptpersen unseres Drama's veränderte, und deren Lage verwickelte und mehr bloß stellte.

Es war Winter, ein kalter Winterabend. — Der Nordostwind blies und sandte, indem er die Linden-, Kastanien- und Akazienbäume des Luxemburger Gartens ihres letzten Blätterschmuckes entkleidete, seine traurigen Klagen und melancholischen Seufzer herüber in die benachbarten Viertel der Stadt. Ein Leichentuch von Schnee deckte die Erde und je trüber der düstere Einfluß dieser Jahreszeit auf den Geist ist, je heiterer muß die Seele gestimmt sein, um sich über den langsamen Gang der eintönig dahinschwindenden Stunden zu täuschen.

Auf einmal ertönte in dem vierten Stockwerke jenes Hauses der Rue de l'Ouest ein markdurchdringendes Geschrei. „Zu Hülfe, zu Hülfe! meine Mutter will sterben!" erscholl der Ruf einer Weiberstimme und plötzlich öffneten sich alle Thüren, die meisten, um sich nach einem kurzen „Was giebts?" theilnahmlos wieder zu schließen. Herr Richard war natürlich einer der ersten, der sich auf dem Platze befand, aber auch Lucian hatte den Hülferuf vernommen und war mit der größten Geschwindigkeit, mit jugendlicher Kraft die

Treppe hinaufgeeilt, die ihn von dem Zimmer trennte, aus dessen Innerem jene klagenden Töne erschollen waren. Vergebens war ihm der einfältige Plauderer Richard mit den Worten in den Weg getreten: „mein lieber Herr Nachbar, wo eilen Sie hin? Dieser ganze Lärmen ist weiter nichts als ein unwürdiges Ränkespiel dieser Leute, die so stolz sind und doch nichts zu beißen und zu nagen, keinen Heller Vermögen haben!“ Lucian stieß ärgerlich den Arm des Lästigen auf die Seite und befand sich bald in der Gegenwart eines jungen Mädchens, dessen Stimme ihn so tief gerührt hatte.

„Was fehlt Ihnen, mein Fräulein?“ fragte er mit lebhaftem Interesse.

„Ach, mein Herr!“ schluchzte diese, „Gott sendet sie uns zu... haben Sie Mitleiden, helfen Sie mir doch; meine arme Mutter ist ohnmächtig geworden und schon seit einer halben Stunde mühe ich mich ab, sie in's Leben zurückzurufen.“

„Mit Allem, was in meinen Kräften steht,“ erwiederte Lucian bewegt. Er folgte ihr in ein Zimmer, das gerade nicht äußerst arm aussah, aber doch einen hohen Grad von Dürftigkeit verrieth; Reinlichkeit war dessen einziger Luxus, einige Sessel von gelbem Sammt, eine kleine Wanduhr und ein paar Porcellan-Vasen mit welken Blumen dessen einziger Schmuck. Neben dem Ofen, in dem eine kümmerliche Flamme schwermuthsvoll emporloderte, lag auf einem Bette eine bejahrte Frau leblos ausgestreckt.

Das junge Mädchen fiel an der Seite ihrer Mutter in düsterer Wehmuth auf die Kniee nieder, während Lucian das Haupt der ohnmächtigen Frau empor richtete, und ihr, so gut er konnte, mit thätiger Hülfe beisprang. Richard war, da er diese Handlung der Pietät nicht hindern konnte, einfach Lucian auf dem Fuße gefolgt; mit neugieriger Zudringlichkeit durchstreifte sein Blick alle Gegenstände des Zimmers und sein schwatzhafter Mund erging sich in verletzenden Bemerkungen. Lucian hörte seine Worte; verächtlich und zornig runzelte er die Augenbraunen und befahl ihm, den Arzt zu holen, mit einer Stimme, deren Autorität Richard nicht widerstehen konnte, und murmelnd: „ich eile, Ihren Wunsch zu erfüllen,“ begab er sich, den unterthänigsten Kriecher spielend, hinweg.

Endlich war es nach vielen Bemühungen des jungen Mannes gelungen, die Kranke wieder zu sich selbst zu bringen und das Mädchen erhob den Blick der rührendsten Dankbarkeit zu ihm empor. Jetzt bemerkte er erst wie schön die Jungfrau war, die züchtig erröthend vor ihm stand, wie ein Engel, dessen Haupt eine himmlische Glorie umschwebt. Der Ausdruck ihres Antlitzes, das die schönste Seele wiederspiegelte verlieh ihrem ganzen Wesen einen durchaus eigenthümlichen Reiz; es war unmöglich, diese anmuthsvolle Schöne zu sehen, ohne sie zu bewundern, sie gesehen zu haben, u. sie je wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Man war wirklich versucht, sie für eines jener lichtumflossenen Geschöpfe zu halten, das sich auf die arme Erde verirrt, aber vergessen zu haben schien, das Strahlenkleid seiner Heimath abzulegen, und jeden Augenblick fürchten ließ, den Flug ins schönere Jenseits wieder zurückzunehmen.

„Antonine...“ lispelte es klangvoll von den Lippen der Genesenden.

„Beste Mutter!“ erwiederte das junge Mädchen zärtlich, und ein herzlicher Kuß schloß den Mund der beiden sich liebend umfangenden Seelen, den Erguß der aufwallenden Gefühle. Antonine zeigte hierauf ihrer Mutter den Retter, der ihnen helfend genaht, und ihr dankender Blick sprach beredter, als alle Worte es vermocht hätten. Endlich kam der Arzt; Lucian empfahl ihm dringend alle Sorgfalt für die Kranke und verabschiedete sich.

Er begab sich in seine Wohnung, aber nicht mehr in derselben Stimmung, wie er sie verlassen. Er war aufgeregt und während des ganzen Abends auffallend zerstreut. Er versuchte zu lesen, zu schreiben, es ging nicht. Auf jedem Blatte strahlte ihm Antoniens Bild entgegen, und die Erinnerung verklärte den lieblichen Eindruck. Er vermied, sich von seinen Gefühlen Rechenschaft zu geben, und bemühte sich, die Empfindungen seines Herzens für das unvermischte Gefühl des Mitleids aus ugeben; aber vergebens strengte sich seine Denkkraft an, seinen stürmischen Regungen das Bild der Mutter zu unterschieben, stets wurde dasselbe

von dem der Tochter mit einem Glanze überstrahlt, der jedes Andere verdunkelte; ähnlich jenen Sternen, deren glänzende Pracht alle andern Himmelsbilder vergessen macht. Schlaflos verschwand ihm die endlos lange Nacht.

Des andern Morgens sandte er seinen Bedienten in die Wohnung der Madame Delamarche, um sich nach deren Befinden zu erkundigen. Es ging besser; noch einige Täge eines gefahrlosen Fiebers und sie werde genesen sein, hatte der Arzt erkärt. Mit dieser Nachricht hörte indessen Lucians unruhige Stimmung nicht auf. Ein ungewöhnliches Interesse für die gute Familie war in seiner Seele erwacht, und er glaubte sich gewissermassen für das Wohl derselben verantwortlich machen zu müssen. — Die kranke Frau, die in Thränen zerfließende Tochter hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß nicht jeder Augenblick seine Erinnerung mit deren lieblichen Bildern belebte; überdieß schien ihm die dürftige und doch ehrenvoll verschwiegene Lage der beiden Frauen Aufforderung genug, ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen. Das beste Mittel zur Erreichung dieses seines Zweckes schien ihm sein Nachbar zu sein, jener unermüdliche Schwätzer den er, gleich einem bösen Dämon, früher so sehr gefloben hatte, als er ihn jetzt herbeiwünschte. Die Gelegenheit, seinen Entschluß auszuführen, wurde ihm um so leichter, da Herr Richard aus angeborener Leidenschaft, zu schwätzen, mehr die Treppe als sein Zimmer bewohnte und man bei jeder schnellen Wendung immer Gefahr lief, den Kopf an dessen werthe Person anzurennen.

Wirklich hatte Lucian auch kaum sein Zimmer verlassen, als ihm schon der Willkommene entgegen kam.

„Sehr erfreut, Ihnen zu begegnen, Herr Nachbar," fing Lucian an.

Sichtlich geschmeichelt grüßte Richard seinen Nachbar mit außerordentlicher Freundlichkeit, zog dann seine Dose heraus und versah mit ihrem Inhalte, nachdem er Lucian eine Prise davon angeboten, mit behaglichem Wohlgefallen reichlichst seine große Nase.

„Ihr ergebenster Diener, mein wertheſter Herr; ich gratulire mir zu dem Glücke, Ihnen zu begegnen. Nun, wie geht's denn der armen Madame Delamarche . . . ?"

So hatte die gewünschte Unterhaltung gleich Anfangs mit dem Thema begonnen, auf das sie Lucian hatte lenken wollen, und er durfte daher nur fortfahren:

„Sie war recht leidend."

„Ja, ja, recht leidend," plapperte Richard.

„Auch ist es gar nicht zum Verwundern . . . weil bei ihr die Leiden der Seele den Schmerzen des Körpers beständige Nahrung geben."

Ganz stolz darauf, diese glückliche Phrase philosophischer Speculation an den Mann gebracht zu haben, fuhr er fort:

„Diese Dame hat beständig nichts als Unglück gehabt. Sie war die Frau eines Oberstlieutenants, eines tapfern Mannes, wie man sagt, das Muster eines braven Ehemanns. — Sorglos der Zukunft entgegensehend, ließ sie ihrer Tochter eine glänzende Erziehung geben. Sie werden mir zwar einwenden, daß sie sehr Unrecht hatte, ihre Tochter wie eine Prinzessin erziehen zu lassen, weil ohne Geld das Talent allein nicht viel Schatz werth ist . . . und Sie haben mit Ihrem Einwurf vollkommen Recht, meinen ganzen Beifall . . . Plötzlich starb ihr Mann an einem Schlaganfalle . . . . da hätten sie die Verzweiflung sehen sollen . . . . Ich habe geglaubt, ihr Seufzen und Geächz wolle gar kein Ende nehmen . . . . Glücklicher Weise hört einmal auf dieser Welt Alles auf und so . . . ."

Ist dies schon lange her?" unterbrach Lucian ungeduldig den weitschwäufigen Schwätzer.

„Nächsten September werden es zwei Jahre sein. Und denken Sie, seit dieser Zeit ist es der guten Madame Delamarche nicht gelungen, ihren Witwengehalt beziehen zu können. Man setzt ihr seltsame Schwierigkeiten in den Weg, man behauptet, die Dienste ihres Herrn Gemahls seien nicht ganz vorwurfsfrei gewesen, er habe die nöthigen Dienstjahre nicht aufzuweisen, und was dergleichen Seltsamkeiten mehr sind . . . Ich will dieß nicht untersuchen, die christliche Liebe muß immer ein Auge zudrücken; gewiß ist aber, daß die Mutter bisher statt einer Pension nur Verdrießlichkeiten ein-

nahm, und daß die Tochter nichts Eiligeres zu thun hatte, als eine Handarbeit zu ergreifen, um nicht Hungers zu sterben. Sie sollten nur sehen, Tag und Nacht arbeitet und studirt sie; man hat ihr Hoffnung gemacht, Lehrerin an irgend einem Institute werden zu können, und darauf bereitet sie sich nun vor."

„Eine ehrenvolle, aber dornenbesäete Laufbahn," dachte Lucian.

„Endlich, mein guter Herr Nachbar, auch den letzten Vorfall schreibe ich dem Kummer der Entbehrungen zu."

„Den Entbehrungen!" rief Lucian aus, „.... eine Frau so tugendhaft, eine Tochter so liebenswürdig und so schön, Entbehrungen unterliegen! .... Unseliger gesellschaftlicher Zustand, du Rabenvater!"

Er grüßte eilig den Nachbar und begab sich schnell auf sein Zimmer. Nach Verfluß einer Stunde sah der eifrige Neuigkeitshascher, Herr Richard, ein leichtes Cabriolet vor dem Hofthor halten — er traute seinen Augen kaum — Lucian, ganz schwarz angezogen und mit einer Sorgfalt und Eleganz gekleidet, die er noch gar nie bei ihm bemerkt hatte, einsteigen und im Galopp davonfahren.

Einige Tage nacheinander ließ Lucian sich regelmäßig nach dem Befinden der Kranken erkundigen, einige Tage hintereinander fuhr dasselbe Cabriolet regelmäßig mit dem geheimnißvollen Herrn Lucian von dannen, was den armen Herrn Richard manche schlaflose Nacht kostete. Endlich wagte es Lucian, selbst der Wittwe einen Besuch zu machen. Madame Delamarche war vollkommen wieder hergestellt; er traf sie neben ihrer Tochter sitzend, welche ihr mit sanfter Stimme die Zeitung vorlas, an. Der Besucher wurde angenehm von der zufriedenen Stimmung überrascht, deren Ausdruck so wohlthätig auf den Gesichtszügen der beiden Damen, die er früher so niedergeschlagen angetroffen hatte, ruhte.

„Wie vielen Dank sind wir Ihnen schuldig, mein Herr!" hob die Mutter an; „ohne uns zu kennen, eilten Sie uns so freundlich zu Hilfe!"

„Ich habe nur gethan," erwiederte Lucian, „was jeder Andere an meiner Stelle gewiß nicht unterlassen hätte. — Ich habe eine Pflicht erfüllt, die keines Dankes bedarf, weil sie die Belohnung schon in sich selbst trägt."

Nach dieser Einleitung nahm die Unterhaltung bald eine Wendung, die innigere Saiten berührte. Die Ideen der drei Personen waren so in allen Theilen dieselben, daß man geglaubt hätte, jahrelange Freunde zu hören. Sie hatten dieselbe Meinung von der Welt, dieselbe Abneigung vor lärmenden Gesellschaften, wo man Vergnügen sucht und Langweile findet, wo man sich Zerstreuungen hingibt und nur zu oft Reue für Genuß erkauft. Ihre Seelen schienen dieselbe bittere Schule der Erfahrung durchgemacht zu haben: wie hätten sie nicht mit einander sympathisiren sollen? Madame Delamarche klärte Lucian über ihre Lage auf, setzte aber sogleich hinzu: „Nun aber haben, Gottlob, unsere Prüfungen ein Ende, wenigstens darf ich es hoffen. Ich habe diesen Morgen die freudige Nachricht erhalten, daß die meine Pension betreffende Angelegenheit jetzt in Ordnung gebracht ist, ja daß mir sogar die Rückstände ausbezahlt werden sollen. Wenn ich mich darüber freue, so geschieht es hauptsächlich meines armen Kindes halber, das sich durch die anstrengendsten Arbeiten ganz erschöpft."

Antonine bat in einem ausdrucksvollen Blicke die Mutter um Schonung über eine Sache, die nicht des Lobes bedürfe, und die Wittwe fuhr fort:

„Noch weiß ich nicht, wem ich dieses Glück zu verdanken habe. Ohne eine unverhoffte Protektion würden nie meine bescheidenen Ansprüche den Sieg über bureaukratische Hartherzigkeit davongetragen haben.... Meine Tochter und ich mühen sich vergebens mit der Frage ab, wer uns so edelmüthig in Schutz genommen haben kann?"

„Gott Madamme," sagte Lucian ernst und mit einer Stimme, die so tief in Antoniens Seele nachzitterte, daß sie, als sich kaum der freundliche Besucher verabschiedet hatte, wie von plötzlicher Begeisterung überrascht ausrief:

„Liebe, beste Mutter, „willst du wissen, wem

wir all dieses unser Glück nun zu verdanken haben? Niemand anders, als dem edlen Herrn Lucian."

„Welche Idee!" sagte Madame Delamarche mit erfahrungsbittrem Ernste, achselzuckend: „Du setzst also bei Herrn Lucian eine heldenmüthige Anwandlung von Hochherzigkeit voraus."

„Mutter, er ist der beste, der edelste Mensch!"

„Was veranlaßt dich, so vortheilhaft über ihn zu urtheilen?"

„Eine geheime innere Stimme sagt mir, daß er es sei, und mein Leben selbst setze ich auf das Spiel, wenn Herr Lucian nicht unser Retter und Wohlthäter ist!"

„Welch jugendlich schnelle Behauptung!... Selbst vorausgesetzt, er besitze ein edles Herz, was ich zur Ehre der menschlichen Natur so gerne glauben möchte, woher sollte er einen so großen Einfluß besitzen? Er mag immerhin ein edeldenkender Künstler sein, unter die Mächtigen der Erde scheint er doch gewiß nicht zugehören."

„Zugegeben, liebe Mutter; aber kann er denn nicht einen mächtigen Freund besitzen? Um Zutritt in dem Ministerium zu erlangen, bedarf es ja oft sogar nur der Vergünstigung eines Angestellten..."

„Gut denn, ich will ihm dafür meinen Dank sagen."

„Hüte dich dessen wohl, Theuerste, er würde uns gewiß nie mehr besuchen."

„Wirklich, glaubst du?" fragte Madame Delamarche lächelnd.

„Ja, er scheint zu zartfühlend, um nicht durch den lauten Ausdruck des Dankes beleidigt zu werden," erwiederte die Tochter.

Lucian wiederholte seine Besuche erst in längeren Zwischenräumen, dann öfter, zuletzt alle Tage. Er, dessen Seele früher menschenfliehender Trübsinn umnachtet hatte, schien nunmehr nur noch beklommen und schwermüthig. Die Bekanntschaft der Madame Delamarche und ihrer Tochter hatte dem Leben des jungen Mannes, der zu frühe zum Greise gealtert schien, wieder neue Reize verliehen. Ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Lucian und Antoninen nährte die wache junge Flamme. — Vielleicht wird man mir hier entgegnen, dieses gegenseitige vertrauende Verlangen sei doch wohl nichts Anderes als Liebe, oder wenigstens ihr Anfang. Es mag sein. Gewiß ist nur, daß weder Lucian noch Antonine je gedacht hatten, dieses verzehrende Uebel werde die Folge des herzlichen Austausches ihrer Gedanken werden, diese verheerende Flamme werde die ruhige Atmosphäre ihrer zärtlichen Hingebung für immer zerstören. Sie sahen sich aus Bedürfniß, sich zu sehen, sie hatten sich gesehen, und dies war ihnen genug; sie sprachen miteinander, um gegenseitig den süßen Wohllaut der Stimme zu hören; sich gehört zu haben, hieß bei ihnen sich verstanden zu haben. Der Blick suchte den Blick, weniger um sich in empfindsamer Sehnsucht zu beliebäugeln, als aus dem natürlichen Drange wechselseitiger Anziehung und Neigung. Mit welcher Ungeduld erwarteten die verlangenden Herzen die schönen Abende glücklichen Beisammenseins, die sie, umduftet von dem linden Frühlingshauche des jungen Lenzes, in dem Luxemburger Garten zubrachten! Unter dem Schatten blühender Platanen wandelten sie dahin, stets dieselben Pfade wählend, stets die traulichsten Plätze sich zum Asyle ungestörter, sinnlicher Unterhaltung erkießend. Dann setzte man sich, aus Besorgniß die Mutter zu ermüden, am Fuße einer alten Statue der Minerva nieder, die ihnen ernst zuzurufen schien: „Kinder, seid weise!" Lucian schmachtete nach dem Glücke, wie der Sohn des rauhen Nordens nach den Orangenwäldern des Südens, und sagte oft, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, wie wenn er damit niederdrückende Erinnerungen aus seinem Gedächtnisse löschen wollte: „Gott, welches Glück wäre es, immer so leben zu können!" Antonine legte dann allemal ihre Arbeit in den Schooß und blickte Lucian stillschweigend an; aber ihr Blick war beredter, als ihr Mund.

Wo ist jedoch ein einziges Wesen, dessen Leben unverändert und ungetrübt im ruhigen Laufe dahinfließt? Stößt ja das kleinste, verborgenste Flüßchen auf seine kleinen Hindernisse, um wie viel mehr der Mensch, dessen Ruhe, wenn er nicht selbst ihr eigener Mörder ist, nicht selbst den Dolch schleift, der ihm das Herz durch

bohrt, um so gewisser an den Klippen unserer gelobten gesellschaftlichen Verhältnisse scheitert? —

Während der langen und sorgenschweren Periode voll Entbehrungen, in der Madame Delamarche u. ihre Tochter jede Hoffnung schwinden sahen, hatte sich nirgends Mitgefühl für ihre kummergeängstigte Lage gezeigt, keine Hand sich ihnen unterstützend genaht. Vergebens hatte sich Antonine bemüht, eine Stelle als Lehrerin in einem Institute zu erhalten, stets war sie mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, ihre Kenntnisse haben noch nicht die Höhe der Ausbildung erreicht, welche die Gesetze der Anstalt vorschrieben. Jetzt, da sie durchaus kein Bedürfniß mehr fühle, ihre Verhältnisse zu ändern, zeigte sich plötzlich eine Lehrerin jener Anstalten mit vortheilhaften Vorschlägen zu einer anständigen Versorgung in ihrem Hause.

„Mein Kind," sagte die Erziehungskünstlerin, „ich habe alle Achtung vor Ihren edlen Eigenschaften, hege alles Vertrauen zu Ihren soliden Kenntnissen. Sie haben jetzt nur noch ein Examen durchzumachen, das Sie indessen, wie ich nicht im Mindesten zweifle, mit dem besten Erfolge bestehen werden, und Ihr Glück ist gemacht. Ich fange an, alt zu werden; meine Kräfte schwinden, und deßhalb bedarf ich einer einsichtsvollen Gehilfin. Nehmen Sie daher die Ihnen angebotene Stelle in meinem Institute an, vorausgesetzt, daß Sie derselben alle mögliche Sorgfalt widmen. Mein Haus hat einen bedeutenden Namen, Ihr ganzes Lebensglück ist es also, was in meinen Händen ruht und ich Ihnen hiermit anbiete."

Antonine wurde äußerst verwirrt und bestürzt und warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter.

„Ich verstehe Sie," fuhr die Erzieherin fort, „ich ehre Ihre Gefühle. Sie fürchten, ich werde Sie von Ihrer Frau Mutter trennen wollen. Gott behüte mich! Sie werden ein geräumiges Gemach bekommen, groß genug, Sie beide bequem zu betten, und so wird durch die Gegenwart der würdigen Mutter, durch den Besitz einer ehrenvollen Stellung, durch die Hoffnung, Ihr künftiges Glück gesichert zu sehen, sich Alles vereinen, Ihnen das Leben angenehm zu machen. Aber ich will durchaus nicht die Schuld auf mich nehmen, durch glänzende Versprechungen Ihrem freien Willen Fesseln angelegt zu haben. Ueberlegen Sie immerhin reiflich meinen Vorschlag und theilen Sie mir von heute in drei Tagen ihren Entschluß mit."

Nachdem sich die Dame huldvollst verabschiedet hatte, überließ sich Antoniens Mutter ganz dem freien Ergusse einer unbeschreiblichen Freude. Mit schnellen Schritten durchlief sie seelenvergnügt das Zimmer und wußte sich vor Wonne kaum zu fassen. War es doch das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter, das ihr Herz mit rascheren Schlägen belebte und ihren, sonst besonnen prüfenden Verstand aus dem Gleichgewicht brachte! „Siehst du nun, meine gute Antonine," rief sie aus, „nun bist du auf einmal aller Sorge, aller peinlichen Lage, der ungewissen Zukunft entrissen.... Die Reichen werden es nun nimmermehr wagen, deiner Armuth zu spotten... Nimmermehr wirst du der Geringschätzung, der stolzen Verachtung bevorzugterer Personen deines Geschlechts preisgegeben sein.... Und ach! ich kann jetzt ruhig sterben mit dem tröstenden Gedanken, dein Glück, deine Zukunft gegründet, dich keinen Mangel mehr leiden zu sehen." — Ein tiefer Seufzer unterbrach den begeisterten Redefluß der gutmüthigen Mutter. Madame Delamarche wendete sich erstaunt um und blickte ihre Tochter hoch verwundert an, die, kaum die Thränen zurückzuhalten im Stande, auf sie zueilte und ihr Haupt wehmüthig auf die Schulter ihrer guten Mutter legte.

„Was hast du denn, liebes Kind," sagte Madame Delamarche und entledigte sich mit sanfter Wendung der theuren Last. „Was, du zerfließt in Thränen, anstatt daß du dich freuen solltest! Gütiger Gott, sollte sie mir gar ein Geheimniß verbergen?... Bitte, liebe Tochter, theile mir die Ursache deines Kummers mit."

„Meines Kummers, beste Mutter?.... es ist nicht Kummer, was mich drückt."

„Aber wozu dann diese wehmüthige Bewegung deines Innern?"

„Es würde mir Mühe kosten, mich auszusprechen .... ich weiß es selbst nicht. Die Aussicht einer Veränderung unserer Lage hat mir einigen Schrecken verursacht. Wir sind glücklich in unsern beschränkten Verhältnissen, glücklicher vielleicht, als wenn uns Ueberfluß und Luxus umgibt."

„Gutes Kind, wie Unrecht that ich dir! Du hast mich erschreckt .... ich that dir wehe. Nunmehr begreife ich deine Zweifel, deine Sorgen; .... wir wollen doch vorerst unsern besten Freund über unsere Angelegenheit zu Rathe ziehen."

„Herrn Lucian!" rief das junge Mädchen aus.

„Natürlich, Herrn Lucian. Welcher könnte uns bessere Rathschläge ertheilen? Er ist so kenntnißreich u. einsichtsvoll, nimmt so großen Antheil an uns und wird sich gewiß über diese glückliche Veränderung freuen.

„Beste Mutter, sage ihm nichts davon," versetzte Antonine beinahe mit Schrecken, setzte aber schnell, als sie das Erstaunen ihrer Mutter über diese Zumuthung bemerkte, hinzu:

„Nun .... so lasse es mich ihm wenigstens mittheilen."

„Wozu aber alle diese Behutsamkeiten? Ist Herr Lucian wirklich ein wahrer Freund von uns, wie kann er gleichgültig bleiben bei der freudevollen Veränderung unseres Geschickes?

Antonine schwieg, und das erstemal im Leben trübte eine leichte Wolke das seelenaustauschende Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Demungeachtet aber begaben sich Beide, als der Abend herangekommen war, in dem Luxemburger Garten, an die gewöhnliche Stelle der Zusammenkunft. Lucian kam ihnen lächelnd entgegen, er war ungemein heiter u. bot Antoninen einen Blumenstrauß an. Das junge Mädchen bemühte sich, ihre Gemüthsbewegung zu unterdrücken, doch gelang es ihr nicht, dieser ihr so unnatürlichen Regung Meister zu werden. Lucian fragte sie erst lebhaft, dann drang er eifriger in sie, bis sie ihm endlich den Vorschlag mittheilte, welchen man ihr gemacht hatte.

Leichenblässe bedeckte bei dieser Mittheilung das Antlitz des jungen Mannes. Vergebens versuchte er einige Worte hervorzustammeln; sie erstarben ihm auf der Zunge, und nur sein Auge war beredt, von Thränen umflort. Er wandte sich etwas von Antoninen ab und zeichnete mit seinem Stöckchen, ganz in Gedanken versunken, Figuren in den Sand, da er aber bald einsah, daß seine Stimmung Madame Delamarche Veranlassung zu beunruhigenden Vermuthungen geben könnte, raffte er seine ganze Kraft zusammen, faßte sich und sagte:

„Ich gestehe Ihnen, mein Fräulein, daß ich nicht ohne einige Befürchtungen Sie eine so große Last übernehmen sehe. Zur Leitung eines so großen Instituts sind Sie doch noch sehr jung .... Indessen ist es in der That ein verführerischer Vorschlag .... Ihre Zukunft wäre gesichert .... Man muß zuwarten ...."

„Sie rathen mir also dazu?" rief das Mädchen mit einem Tone aus, in welchem Schmerz, Erstaunen, Angst und Vorwürfe zitterten.

„Wie kann ich, mein Gott! ..." antwortete der junge Mann.

Glücklicher Weise für Beide wurde die Unterhaltung durch eine Dame ihrer Bekanntschaft unterbrochen, die laut und schnell sprach. Während sich diese daher mit Madame Delamarche unterhielt, gelang es Lucian, Antoninen die paar Worte zuzuflüstern:

„Wie grausam ist jede Trennung ..... Man zögert, in sie einzuwilligen, wenn man liebt.

Antonine zitterte, ihre Pulse pochten heftig und ihr Arm bebte beinahe krampfhaft in den des jungen Mannes während der ganzen Zeit, in welcher sie langsam nach Hause zurückschlenderten. Beim Abschiede sagte sie leise zu Lucian:

„Ich werde den Vorschlag ablehnen!"

Lucian kehrte überglücklich in seine Wohnung zurück. Er wurde ja geliebt! O! wer immer von der Ungerechtigkeit der Welt zu leiden gehabt, wie süß ist für den die Ueberzeugung, sich geliebt zu wissen, tröstend wie eine himmlische Offenbarung! Nicht mehr wandelte er allein in der bevölkerten Wüste der großen Städte, neugeboren beginnt er ein schöneres, poesievolleres Dasein. Liebend und wiedergeliebt!

Wir wollen nun über einen Zeitraum von einigen, unter süßem Geplauder und anmuthigen Träumereien verlebten Tagen hinweggehen. Die gute Mutter war die Vertraute zarter Geheimnisse geworden, mit denen sie sich ahnungsvoll beschäftigte, wenn schon ihr Verstand ihrem Herzen hie und da die Frage nicht verhehlen konnte, warum eine so reine Liebe nicht durch ein förmliches Begehren um die Hand ihrer Tochter gekrönt würde.

Herr Richard erschien nunmehr wieder auf der Scene.

Eines Abends, während Antoninens Abwesenheit, welche einige Lectionen in der Stadt gab, schlich sich der geschwätzige Nachbar in die friedliche Wohnung der Madame Delamarche. Mehr als je hatte er eine geschäftige, wichtigthuende und geheimnißvolle Miene angenommen.

„Ich komme," sagte er, „Ihnen einen großen Dienst zu erweisen, Madame."

„Einen Dienst! Sie mir einen Dienst, mein Herr?" fragte die Wittwe mit einem ungläubigen Lächeln, in das sich etwas Verachtung mischte; denn dieser Mann mit dem dürftigen kleinlichen Geiste und verdorbenen Herzen flößte ihr stets die größte Abneigung, ja selbst Furcht ein.

„Den Schritt, welchen zu thun ich mir diemit erlaube, ... der mich zu Ihnen führt, hat mir das Mitgefühl dictirt, welches man natürlicher Weise immer für eine ehrbare Familie empfindet."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr ...."

„Sie werden mich sogleich besser begreifen .... Welches ist Ihnen der theuerste Schatz auf dieser Erde? Ihre Tochter nicht wahr?"

„Kaum werde ich nöthig haben, diese Fragen zu bejahen."

„Ich glaube es. Und über diesen Schatz werden sie wohl mit um so mehr Klugheit wachen, je kostbarer er ist, und je schneller der leichteste Hauch ihn entblättern, ihm tödlich schädlich werden kann."

Madame Delamarche blickte Herrn Richard, dessen geschwätzige Zunge in diesem Augenblicke auf Stelzen emporzuklimmen schien, um sich zu der Höhe seines Gegenstandes zu versteigen, erstaunt und verwundert an. Der Nachbar fuhr fort.

„Herr Lucian steht hoch in ihrer Gunst?"

„Er ist unser Freund, und wir fühlen uns glücklich, des Gegenbeweises seiner Freundschaft gewiß zu sein. Er ist der ehrenvollste Mann, den ich kenne."

„So mag es Ihnen vorkommen. Wie aber, wenn Herr Lucian sich nur bei Ihnen eingeschmeichelt hätte, um Ihre Tochter zu verführen!..."

„Mein Herr, ich verbitte mir diese Sprache ich werde Sie nicht weiter anhören."

„Geduld, Madame, ich komme zur Sache: Wie, wenn dieser Herr Lucian, unter dem Heiligenscheine der Aufrichtigkeit, eine treulose Seele verbärge? Wenn er Ihrer Tochter Hoffnungen eingeflößt hätte, welche er zu verwirklichen nicht im Stande ist? ....

„Großer Gott!"

„Wenn er in dem Herzen Ihrer Tochter eine Liebe wach gerufen hätte, welche nur unglücklich sein kann?"

„Was sagen Sie?"

„Die Wahrheit, die reine Wahrheit. Fragen Sie einmal gleichgültiger Weise Herrn Lucian, ob er den Grafen von Lorsy kenne, und sie werden Zeuge seiner Verlegenheit sein?"

„Seiner Verlegenheit .... Warum?"

„Weil," bemerkte Herr Richard, „indem er geheimnißvoll den Ton seiner Stimme sinken ließ, „weil Herr Lucian und der Graf von Lorsy eine und dieselbe Person sind."

„Wirklich?" rief Madame Delamarche in in einem Tone aus, der den Stolz der Mutterbrust zürnend über kleinliche Verläumdungsversuche wach gerufen hatte, „.... das freut mich .... Herr Lucian schien mir von jeher ein Mann von Stande zu sein."

„Das mag sein, unglückliche Mutter, nur werden Sie nicht wissen, daß es vor der Welt auch eine Gräfin von Lorsy gibt, daß Herr Lucian verheirathet ist."

Madame Delamarche erblaßte und sank beinahe bewußtlos in ihren Lehnsessel zurück.— Kein Ach! oder Weh! entfloh ihren Lippen, denn sie besaß keine Kraft mehr, und die krampfhaften Bewegungen derselben bestrebten sich

vergebens, auch nur den leisesten Ton hervorzustammeln. Richard benützte dieses Stillschweigen, um mit der gewöhnlichen Behendigkeit seiner Zunge den gegebenen Erklärungen sogleich weitere Erläuterungen hinzuzufügen

„Ja, verheirathet! ... Ist es nun nicht abscheulich, sich in solchen Verhältnissen in ehrbare Familien einzuschleichen und jungen unerfahrenen Personen Liebe einzuflößen; eine Liebe, deren Zweck nur Entehrung, deren Ende nur Verzweiflung sein kann? Er wußte wohl, wo hinaus das führen würde, und hätte Sie schon bei seinem ersten Besuche mit seinen wirklichen Verhältnissen bekannt machen sollen.— Das ist es auch, was ich ihm nie verzeihe. Daß er sich vor mir, vor den andern Nachbarn im Gefühl seiner Würde zurückzog, sich uns verschloß, das mag hingehen, ist dieß ja am Ende doch nichts Anderes, als eine lächerliche Sucht, sich interessant zu machen; aber Ihnen Madame, Ihnen ein solches Geheimniß zu verbergen, ist entsetzlich, ist verächtlich! ... Ein armes Mädchen, das in der Unschuld seines Herzens sich seinem Arme anschließt, um jeden Abend in den Alleen des Luxemburger Gartens zu lustwandeln, so zu täuschen ..."

„Wer sagt Ihnen aber, mein Herr," unterbrach lebhaft Madame Delamarche den giftigen Redefluß des Nachbars, „daß meine Tochter Herrn Lucian liebt? und womit wollen Sie überhaupt Ihre schrecklichen Behauptungen beweisen?"

„Diese Frage wollte ich nur vorerst abwarten, um Ihre Illusionen, denen sie sich so gerne immer wieder überlassen, auf einmal zu zerstören. Nur nachdem ich die genauesten Erkundigungen eingezogen, nahm ich mir die Freiheit, Ihnen deren Resultate mitzutheilen. Und sehen Sie, wie ich dabei so vorsichtig zu Werke ging. Einer meiner alten Bekannten, eine gute ehrliche Haut, den ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen, besuchte mich vorgestern. Indem ich ihm gerade das Geleit gebe, begegnet uns Herr Lucian, ganz in Gedanken vertieft und ohne auf uns zu achten. Ich stieß meinen Freund in die Seite. „„Wie, mein Bester,"" fragte dieser mich, „„wäre dieß vielleicht der geheimnißvolle Nachbar, von dem du mir schon so viel erzählt?"" — „Ei, freilich." — „„Den kenne ich." — „Du kennst ihn?" — „„Und wie gut! Er nennt sich also bei euch nur schlechtweg Lucian?"" — „Ich habe ihn nie anders nennen hören." — „„So? Ja, das ist ein großer vornehmer Herr, der Graf von Lorsy. Er bewohnte im vergangenen Jahre noch ein prachtvolles Hotel in der Straße Neuve des Mathurins; ich lieferte ihm seinen Bedarf von Zeichnungsgeräthschaften, Stifte, Farben Pinsel. O, ich habe viele Geschäfte mit ihnen gemacht, mit ihm und seiner Frau."" — „Mit seiner Frau?" habe ich da ausgerufen, gerade so erstaunt, wie Sie auch, Madame. — „„Ja,"" erwiederte mein Freund, „„mit seiner Frau, einer stolzen, großen Brünette, einer Dame von unmäßigem Hochmuth und von einem Herrschergeiste beseelt, der keine Widerrede duldete. Es scheint mir indessen, das gute Einverständniß der beiden Gatten sei nicht von langer Dauer gewesen.

Der Graf wollte nicht auf Scheidung antragen ... dazu ist er zu sanft und zu gutmüthig ... dann fürchtete er das Aufsehen und das Geschrei der Leute darüber ...

Kurz, er ließ seine Frau im Besitz des glänzenden Hotels und des größten Theils seines Vermögens und — entfernte sich ... Auch wundere ich mich gar nicht, ihn hier wieder zu finden, er fand stets besondern Geschmack an der Einsamkeit"" Sehen Sie, vortreffliche Frau, auf diese Weise machte ich die glückliche Entdeckung, für die Sie mir unendlich dankbar sein müssen. Nun könnte aber eine längere Dauer meines Besuchs Ihnen lästig werden. Ich habe die Ehre mich Ihnen bestens zu empfehlen."

Den fürchterlichen Schlag, welchen diese Nachricht auf die Seele der guten Mutter, die plötzlich ihre angebetete Tochter auf dem Rande des tiefsten Abgrunds erblickte, ausübte, wirst du dir mein Freund, leicht vorstellen können. Während Antoniens Abwesenheit faßte sie die schönsten Vorsätze, ihrer Tochter das unselige Geheimniß zu verbergen und nach u. nach auf die schonendste Weise einen Bruch mit dem Grafen vorzubereiten; aber es ging mit diesen Vorsätzen wie mit den Blättern, die der Wind erst lange schaukelt und dann nach und nach doch

auf ſeinen Fittigen davon trägt. Woher auch die Kraft nehmen, den dringenden Fragen einer ſo innigſt geliebten Tochter, die uns liebkoſt, unſere Thränen trocknet, ſich peinlich abquält und mit uns weint, zu widerſtehen? Der Schmerz muß endlich doch losbrechen, die Seele ſich entſchleiert zeigen, und ſo traf auch Antoniens Bruſt der tödtliche Streich, der ihr Herz durchbohren ſollte.

Da Lucian gerade abweſend war, benützte Madame Delamarche dieſen Umſtand, um ihn durch ſeinen Bedienten benachrichtigen zu laſſen, daß Antonine unwohl ſei, ſie ſomit auf die Ehre des heutigen Abendſpazierganges verzichten müßten. Kaum hatte der junge Mann dieſe Nachricht vernommen, als er auch ſogleich in die Wohnung ſeiner Freundinnen eilte. Madame Delamarche empfing ihn mit ungewohnter, etwas kalter Höflichkeit in dem äußern Zimmer. Antonine aber blieb unſichtbar. Am andern Tage desgleichen.

Lucian war untröſtlich und ſuchte vergebens die Motive dieſer unerklärlichen Kälte zu ergründen; auch bekümmerte ihn ängſtlich die Sorge um Antoniens Geſundheit. Da hörte er, als er die Treppe hinabſtieg, die wohlbekannte Stimme ſeines Nachbars, der mit bitterm, giftigem Lächeln zum Portier ſagte: „Ja, ja, mein Lieber, es iſt der Graf von Lorſy, ein großer, vornehmer Herr, nicht weiter; ha, ha!“ Dieſe Worte, deren kreiſchender Ton ſein Ohr berührte, trafen ſeine Seele und donnerten ihn nieder, wie vom Blitz gerührt.

Unglückſeliger!“ rief er aus und ſchlug ſich vor die Stirne; „entdeckt!... Alſo niemals ein ungetrübtes Glück...“ in tiefen Gedanken verſunken, ſtand er eine Weile geſenkten Hauptes da, plötzlich aber ermannte er ſich wieder, wie von einer augenblicklichen Eingebung erhoben, eilte die Treppe hinauf und läutete vor der Thüre der Madame Delamarche. Dieſe, die ſich auf ſolch ſchnelle Wiederholung dieſes Beſuches nicht verſehen hatte, öffnete ſogleich. Antonine war in dem äußern Zimmer; ſie ſtieß bei Lucians Anblick einen ſchmerzlichen Schrei aus und ſank erſchöpft auf einen Stuhl nieder. Lucian ſprang ihr bei, augenblicklich von keinem andern Gedanken geleitet, als ihr helfend zu nahen. Aber, großer Gott! welche Veränderung war binnen zwei Tagen mit dem armen Mädchen vorgegangen! Wie viele Thränen mochten über dieſe bleichen Wangen herabgerieſelt ſein! Nicht Alter, nicht Krankheit, nicht vermögenszerrüttende Unglücksfälle können ſolche Zerſtörungen herbeiführen, wie eine betrogene Liebe. Antonine ſchloß die Augen und ſtützte die Stirne auf ihre Hände, wie wenn ſie ſich dadurch hätte gleichſam vor Lucians Blicken ſchützen wollen. Dieſer war der Verzweiflung nahe.

„Ich weiß Alles,“ ſagte er endlich.

„Wir auch, mein Herr,“ verſetzte bitter die Mutter.

„Nun gut, ſo hören Sie mich,“ rief Lucian aus; „wenn ich Ihnen je früher einmal Ihres Vertrauens, Ihrer Achtung würdig geſchienen habe, ſo hören Sie, und dann richten Sie mich. Ein Elender, der ſich ein Spiel daraus macht, den ſtillen Frieden der Familien zu zerſtören, hat Ihnen ein Geheimniß verrathen: ich verbarg es tief in meinem Buſen, den es verzehrte. Dieſer Menſch hat Ihnen geſagt, ich ſei... verheirathet.“

„Iſt dieß die Wahrheit, mein Herr?“ fragte die Mutter.

„Die Wahrheit.“

Antonine bedeckte ihr Antlitz mit ihrem Tuche, Lucian machte eine Bewegung, die die tiefe Verzweiflung ſeines Innern offenbarte, und fuhr fort:

„Aller Schein gegen mich und dennoch bin ich nicht offenbar. Gott iſt mein Zeuge, daß ich Antonien kein ſchwergeprüftes, des Lebens überdrüſſiges Herz anbieten wollte; Gott weiß es, wie heilig mir die Ehre, die Unſchuld dieſes Engels war. Aber es war ſo ſüß für mich, eine für mich fühlende Seele zu finden, ich war ja ſo unglücklich! Die Welt drückte mit ehernem Gewichte auf mich, wie hätte ich da die Empfindung der Freundſchaft unterdrücken ſollen, und wenn aus der Freundſchaft endlich Liebe wurde, wie hätte ich dieſe Liebe erſticken können, die mein einziger Troſt war und all' mein früheres Ungemach mit dem Umfange ihrer Seligkeit wieder gut zu machen, zum Glücke zu geſtalten ſchien?... Mein Gott! wollte ich denn Antonien lieben? und als ich ſie liebte, wußte ich es? ich unglücklicher Unſin-

niger, der für zwei Seelen Stärke beſitzen ſollte, und nicht für ſeine eigne genug hat! Man hat Ihnen geſagt, ich ſei verheirathet .... Ja, meine Familie hat mich geopfert. Mein Vater, der eingefleiſchte Stolz und die unbeugſame Strenge der alten Edelleute hat mir befohlen, dieſe Frau zu heirathen, dieſe große Parthie zu machen.

Meine Neigung wurde dabei nicht zu Rathe gezogen; ich war in einem ſklaviſchen Gehorſam, in unterthänigſter Demüthigung unter den Willen meiner Eltern erzogen worden! ... Ach, nur zu bald ſollte ich bitter fühlen, daß man zwei einander geradezu entgegenſetzte Naturen verbunden hatte, die ſich haſſen mußten, die zu ihrem wechſelſeitigen Unglück vereinigt waren ... Ich war keiner jener ausſchweifenden Jünglinge, jener lebensſatten, freudenüberdrüſſigen jungen Greiſe, wie ſie mich gerne gefunden hätte; ihrerſeits entdeckte ich in ihr keiner jener Eigenſchaften, die ich am weiblichen Geſchlechte ſo hoch ſchätze, Beſcheidenheit, Sittenreinheit und keuſches Weſen, Als diejenigen, die dieſe unglückſelige Ehe geſchmiedet hatten, das Irdiſche ſegneten, zerbrach ich, ſo gut ich konnte, die unwürdige, verhaßte Feſſel ... Aber ſie dauert, wenn gleich zerbrochen, dennoch fort, und das einzige, noch gebliebene Glied derſelben bindet mich. Meine Hand iſt nicht frei, aber doch mein Herz Mag mich die Geſellſchaft, dieſ Rabenmutter, verdammen, mein Herz ſpricht mich frei, denn ich habe durch das Unglück mir ſchmerzvoll das Recht erkauft, Herr meiner Empfindungen ſein zu dürfen. Prüfen Sie jetzt, ob ich zum Verräther an Antoninen wurde, prüfen Sie, ob ich jetzt nicht doppelt unglücklich bin, ich, der den Reſt ſeines Daſeins nur ihr weihen wollte, durch ſie, für ſie denken und athmen wollte! O! ſagen Sie, Antonine, ſprechen Sie aus, daß Sie mich nicht verachten, daß Sie mich nicht der Täuſchung beſchuldigen! Sagen Sie mir, daß Sie in meiner Lage; in unſerem ganzen Verhältniſſe nur ein unſeliges Verhängniß erkennen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren haben! ... Ein Wort, bitte, ach! nur ein Wort oder ich vergehe."

Antonine warf auf Lucian einen Blick voll der innigſten Rührung, von dem verklärenden Glanze einer unendlichen Wehmuth umflort, und ſagte mit einer Sanftmuth, die dem härteſten Herzen heiße Thränen auspreſſen müſſen.

„Ich verzeihe Ihnen, Herr Lucian; wir waren nicht beſtimmt, mit einander glücklich zu ſein. — Betrachten wir unſer Glück unſerer Liebe wie einen ſchönen Traum, den die Erinnerung verklärend fortſpinnt ... Aber von nun an dürfen wir uns nicht wieder ſehen.— Welchen Namen würde mir Ihre ... Frau beilegen ..., wenn ſie wüßte ... Leben Sie wohl, Lucian, lebe wohl ..."

Und ſchluchzend zog ſich das Mädchen unter einem Thränenregen in das innere Gemach zurück.

„Ueberlege nun," fuhr mein Freund, der Künſtler, fort, der mir dieſe Erzählung mittheilte, „in Gedanken einen Zeitraum von 6 Monaten ... Ein junges Mädchen liegt in ihrem Bette, bleich und ſchwach, ſchon mehr dem Himmel, als der Erde angehörend. Sie drückt die treue Mutter an ihre Bruſt und ſagt zu ihr mit einem himmliſchen Lächeln:

„Ich werde bald aufhören, zu leiden. Trockne deine Thränen. Mein einziger Kummer iſt der, dich zurückzulaſſen; aber wir werden uns wiederſehen. Sage ihm, wann du ihn wiederſiehſt ... Doch nein, er ſoll nicht wiſſen, daß ich geſtorben bin ... Arme Mutter, Unglück und Elend haben wir ertragen, aber das Elend tödtet nicht ſo ſchnell, als der Kummer ... ja, das grauſamſte aller Uebel iſt der Kummer."

Die Thüre des Hauſes wurde mit weißen Tüchern behängt, deßgleichen das Portal der nahen Kirche. Ein Zug von Jungfrauen, eine Kerze in der Hand, begleitete Antoninen in den Tempel. Hier liegt in einem der Seitengänge ein Mann knieend auf den kalten Platten; er weint und betet, und ſein Haupt berührt den Boden. Auch auf dem Friedhofe finden wir ihn wieder, und als die Leidtragenden ſich weggegeben, wirft er ſich betend und klagend auf das friſche Grab nieder und benetzt den Aſchenhügel mit ſeinen Thränen.

In der Abtei La Meilleraie kannſt du ihn noch ſehen. Es iſt nicht mehr Lucian, nicht mehr der Graf von Lorſy ... Es iſt ein armer Trappiſt.

Der Wucherer und das Friedensgericht.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

Das überall laut werdende Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit besonders im Gerichtsverfahren, hat eine Menge Schriften hervorgerufen die ihren Zweck entweder verfehlten oder nur halb erreichten, weil das Volk im eigentlichen Sinne des Worts, bei den gelehrten Abhandlungen ohne Theilnahme blieb.

Vorzüglich waren es die Rheinländer, die man um ihre Gerichtsverfassung beneidete, welche sie, die Zeit der Fremdherrschaft ungerechnet, nunmehr 31 Jahre lang besitzen, und für die sie ihre Anhänglichkeit mit Leib und Seele bethätigen.

Eines der wichtigsten Institute aber ist ohne Zweifel jenes der Friedensgerichte, welche so innig mit dem Volksleben verbunden erscheinen daß sie die Aufmerksamkeit jedes Beobachters in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Des Friedensrichters Persönlichkeit übt einen unglaublich großen Einfluß auf Sittsamkeit, Ruhe und Eintracht, umgekehrt aber auch auf Unsittlichkeit, Haß, Streit und Prozeßsucht der Gerichtseinsassen aus, je nachdem er selbst ein sittsamer, bescheidener und verträglicher Mann, dessen Beispiel zur Nachahmung reizt, oder das Gegentheil ist. Der Pfarrer in geistlichen und der Friedensrichter in weltlichen Angelegenheiten, besonders auf dem platten Lande und in kleinen Städten, sind diejenigen Personen, zu welchen das Volk ein nie zu schwächendes Vertrauen faßt und von denen es jederzeit sich den unter allen Umständen pünktlich befolgten Rath einholt. Gebraucht nun, oder vielmehr mißbraucht, wie leider nicht selten der Fall, der Friedensrichter seine Gewalt über die Einsassen, vielleicht gar persönlicher Zwecke wegen, so ist es um die Ruhe des Bezirks geschehen. In solchem Fall klingt der Name Friedensrichter wie eine Satyre und man könnte denselben mit Recht in „Streitstifter" verwandeln. Darum ist auch die Aufmerksamkeit der höheren Behörden beständig auf dieses Institut und seine Vervollkommnung gerichtet, wiewohl ihnen Vieles verborgen wird und verborgen bleibt.

In nachfolgender Erzählung haben wir versucht, den praktischen Theil der friedensgerichtlichen Amtswirksamkeit den Lesern vorzuführen, und die Charaktere der Betheiligten in ihrer Verschiedenheit nach dem Leben zu schildern, und wir haben dazu Fragmente aus dem Leben eines Wucherers gewählt, wie sie, zum Nachtheil der Bedrängten, täglich vorzukommen pflegen. Leider ist am Rhein die Classe der unter dem Namen Achtundvierziger bekannten Geldmenschen sehr zahlreich, und wenn auch die Gerichte hin und wieder einmal einschreiten, so gelingt es in der Regel nicht, diese schlauen und mit ihrem Gewissen stets im Reinen bleibenden Leute zu überführen.

Die einzelnen in der Erzählung vorkommenden Begebenheiten stützen sich zwar auf Thatsachen, und die Orginale zu den Charakterbildern sind wirklich zu finden, aber dennoch müssen wir erklären, daß die von uns vorgeführten Personen blos erdichtet sind und keine Beziehung gestatten. Wir verwahren uns also gegen Alles, was uns in dieser Hinsicht zu Last gelegt werden möchte.

In einer der engen, abgelegenen Straßen

von Rheinaustadt, welche an den vorbeiströmenden Rhein führen, und die wir nicht näher bezeichnen wollen, fällt dem Vorübergehenden ein dreistöckiges Haus auf, das den Einsturz drohend, nur von den beiden etwas besseren Nachbarhäusern gehalten zu werden scheint.

Unten in diesem Hause wohnte eine Marktverkäuferin, und der Eintretende mußte über eine Menge Körbe mit Gemüsen, über Haufen Kartoffeln, Weißkohl (Kappes), Mohrrüben ꝛc. hinwegsteigen oder springen, die in dem dunkeln, schmalen Hausgange, in welchem Alles von Schmutz klebte, aufgeschichtet lagen. Die Treppe zum ersten Stock wand sich halsbrechend und schmal in die Höhe, doch war sie im Vergleich zu jener des zweiten Stocks, die eine wirkliche Hühnersteige war, eine Palasttreppe.

Mit Lebensgefahr sind wir auf dem Flur des letztgedachten Stockwerks, wenn anders ein zwei Schritte tiefer und vier Schritte breiter Raum Flur genannt werden darf, angelangt. Nacht umgibt uns überall am hellen Tage, wir hören den gedämpften Ton einiger Stimmen, fühlen mit den Händen nach der Thürklinge oder einem Schlüssel, und klopften nachdem wir eine Thür gefunden, leise an.

Auf dieses Klopfen erfolgt kein Ruf, wohl aber vernimmt man im Zimmer ein Rumoren, Poltern, Tischenrücken, Geldgeklimper und anderes Geräusch, das offenbar andeutet, wie der Bewohner des Zimmers in einer Beschäftigung überrascht worden, die er nicht den Augen der Welt bloßzustellen wünscht.

Ein zweites, etwas stärkeres Klopfen wird jedoch nach Verlauf einiger Secunden mit dem in näselndem Tone hervorgebrachten Ruf „herein!" beantwortet, gleichzeitig aber der innere Riegel der Thür weggeschoben und der Schlüssel umgedreht.

Die Thür öffnet sich nur zu einem Winkel von 45 Graden, ganz wie bei den Gefängnißzellen nach pennsylvanischem System, wenn die Gefangenen die Predigt anhören sollen, und eine lange, dürre Figur in durchlöchertem Schlafrock, dessen Farbe nicht zu erkennen, mit einer grauen wollenen Mütze auf dem Kopf, nimmt den ganzen Winkel ein, blickt uns mit halberloschenen, kleinen grauen Augen an, und fragt, indem sie den zahnlosen Mund in eine schiefe Lage bringt: „Was will der Herr?"

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, stand vor der Thüre ein junger Mann von etwa 24 Jahren. Er war schlank gewachsen, hatte ein blasses Gesicht, schwarze Haare und Augen, einen kleinen Mund und eine griechische Nase. Ein schwarzer Bart umzog sein Kinn und wenn er sprach, umschwebte seinen Mund ein gemüthliches Lächeln, das unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Der Ton seiner Stimme verfehlte eben so wenig den günstigen Eindruck. Seine Kleidung und Wäsche waren reinlich. Erstere bestand in einem ziemlich abgetragenen, dunkelblauen Ueberrocke, einer langen schwarzen Tuchhose und einer schwarzseidenen, verschossenen Weste. In der Hand trug er einen abgeschabten Seidenhut und ein Paar zum Knäul geballte, vom Gebrauch glänzende und wahrscheinlich nicht mehr anzuziehende Handschuhe.

„Was will der Herr?" fragte also der, den wir unsern Lesern zuerst beschrieben und von dessen Leben und Treiben es sich in gegenwärtiger Erzählung handelt.

„Sind sie Herr Schmalbach?" fragte der junge Mann bescheiden.

„Zu dienen. Aber ich muß bitten mir zu sagen, was der Herr will?"

„Ich — ich — verzeihen Sie," stotterte der junge Mann, „ich —"

„Nun," fiel Herr Schmalbach ihm in die Rede, „sage mir der Herr schnell, was er hier will, ich schließe wieder die Thür, denn mich rufen meine Geschäfte.

„Ich — aber nehmen Sie mir die Frage nicht übel — Sie leihen Geld — versteht sich gegen Zinsen — und ich brauche zehn Thaler auf einen Monat.

Das herauszubringen hatte dem jungen Manne unsägliche Mühe gekostet.

Herr Schmalbach maß den Fremden mit prüfenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und schien ihn genau tariren zu wollen. Dann sagte er: „Geld? wie kommen sie deßhalb gerade zu mir? ich habe kein Geld zum Verleihen, wenigstens nicht für einen Unbekannten."

„Helfen Sie mir, beſter Herr Schmalbach, ich will gute Zinſen bezahlen und mich bei ihnen als ehrlicher Mann legitimiren.“

„Wie geſagt, ich verleihe kein Geld, und was ich zuweilen einem Freunde gebe, um ihn aus Verlegenheit zu befreien, laſſe ich mir nur landesüblich mit 5 Procent verzinſen. Darum lebe der Herr wohl.“

Bei dieſen Worten wurde der von der Thür gebildete Winkel um die Hälfte verkleinert und wäre ganz verſchwunden, wenn nicht eine durchdringende weibliche, aber ihrem tiefen Alt nach faſt männliche Stimme im Zimmer Herrn Schmalbach befehlend zugerufen hätte: „Laſſen Sie die Thür offen!“

Die Dame, welcher jene Stimme gehörte, ließ es nicht blos bei dem Befehl bewenden, ſondern ſchob mit kräftigem Arm den verdutzt daſtehenden Schmalbach von der Oeffnung weg ins Zimmer zurück, erweiterte die Thüröffnung und bat, in ſonderbar freundlichem Tone, den jungen Mann, einzutreten.

Schüchtern folgte der Fremde der Einladung.

Herr Schmalbach ſtöberte und polterte unwillig im Zimmer umher, wagte jedoch nicht den Anordnungen der Dame durch Worte oder Miene zu widerſprechen.

Die Dame war eine kleine kugelrunde Perſon von ungefähr 50 Jahren. Den Kopf bedeckte eine ziemlich modiſche, wenn auch ſchmutzige Haube, unter welcher eine Tour von falſchen, ſchwarzen Haaren auf der Stirn einen Scheitel bildete. Ihren Mund, der von einem Ohr bis zum anderen ging, ſuchte ſie gewaltſam zuſammenzupreſſen, entweder damit er kleiner erſcheinen oder die vielen Zahnluken in ſeinem Innern verdecken möchte. Mit nicht allzu ſchüchternen Blicken, die aus ihren gerötheten Augen hervorſchoſſen, betrachtete ſie den Fremden und nöthigte ihn zum Sitzen.—

Der junge Mann hatte nunmehr ſeine Furcht überwunden und ſich bereits im Zimmer umgeſehen.

Zwei kleine, zum Theil mit Papierſcheiben verſehene und von ganz vergelbten Gardinchen bedeckte Fenſter erhellten nur nothdürftig das nicht geräumige Zimmer, deſſen Balkendecke und Wände von Spinnengewebe überzogen waren. Ein alter Lehnſtuhl mit zerriſſenem Lederüberzuge ſtand neben dem eiſernen, dreibeinigen Ofen, von welchem eine kurze, durchweg geflickte Röhre in die Wand lief. Sechs altmodiſche hölzerne Stühle, ein ebenſolcher Schreibeſchrank zum Niederklappen mit Glasaufſatz, zwei hohe Kiſten, ein breites Bett mit zerriſſener, geſteppter Decke und eine Art gepolſterten Kanapé's mit davorſtehendem, ovalem Klapptiſch, lehnten an den Wänden, die mit einem Handſpiegel und vielen kleinen, nicht mehr kenntlichen Bildern verziert waren. Auf einem eigens dazu verfertigten Sack ruhte eine große fuchſige Katze, während von der niedrigen Decke ein ſchmutziger Vogelkorb, deſſen Bewohner vorlängſt das Zeitliche geſegnet haben mußte, herabhing, denn der Korb war leer.

Als der Fremde Platz genommen, rückte die Dame, der man es ſogleich anſah, daß ſie nicht die Gattin, ſondern nur die Haushälterin des Herrn Schmalbach ſei, ebenfalls einen Stuhl für ſich zurecht, lächelte den jungen Mann freundlich an und fragte: „Sie wünſchen ein Darlehn von zehn Thalern auf einen Monat?“

„Es würde mich aus großer Verlegenheit ziehen, wenn ich ſo glücklich wäre, dieſes Darlehn zu erhalten.“

„Was für eine Sicherheit können ſie leiſten und wer ſind Sie?“

„Ich habe keine andere Sicherheit als mein ehrliches Wort. Ein armer Handlungsgehülfe wie ich, der mit zweihundert Thalern jährlich ſeinen Lebensunterhalt beſtreiten muß, kann wohl in Verlegenheit gerathen, wenn er einen ſchwer erkrankten Jugendfreund aus ſeinen geringen Mitteln verpflegen muß. Das iſt mein Fall, Madame!—Ein unbarmherziger Gläubiger hat dem Kranken und mir, der ſich zur Zeit für ihn verbürgte, eine Ladung vor das Friedensgericht wegen ſchuldigen Mittagstiſches geſchickt, weßhalb ich des Geldes dringend bedarf. Der Geſundheitszuſtand meines Freundes iſt jedoch ſo weit vorgeſchritten, daß er in vier Wochen ſeine Arbeiten bei dem Goldſchmied Haaſe wieder beginnen und ich

dann das Geld mit Zinsen dankbar zurückerstatten kann. Uebrigens heiße ich Theodor Massau, bin aus Elberfeld gebürtig und conditionire bei Gabriel und Comp. hierselbst.

„Eine schöne Sicherheit, so ein Kaufmannsdiener! Wenn der Herr kein werthvolles Unterpfand —" mischte sich Herr Schmalbach in's Gespräch.

„Man fragt Sie nicht, Herr Schmalbach," bemerkte die Haushälterin.

Dann zu Massau gewendet fuhr sie fort: „Es sollen Erkundigungen über Sie eingezogen werden, mein Herr! und wenn die Sache so steht, wie Sie sagen und wie ich gern glauben will, so sollen Sie das Geld erhalten. Diesen Abend um acht Uhr können sie Bescheid hören und hoffentlich das Darlehn in Empfang nehmen." Diese Rede wurde von einem übersüßen Lächeln begleitet.

Herr Schmalbach wagte nochmals zu sprechen, indem er bemerkte: „Der Herr weiß doch, daß er, im Fall das Geschäft zu Stande kommt, ein Kistchen Cigarren oder ein halb Dutzend seidener Taschentücher in Zahlung nehmen, ½ Procent per Monat Zinsen und ein freiwilliges Geschenk entrichten muß?"

„Wie?" rief Theodor erstaunt, schwieg aber, als die Haushälterin ihm einen Wink gab und sagte: „Das findet sich später."

Massau stand nun auf, versprach um die bestimmte Stunde wiederzukommen und wollte zur Thür hinaus. Doch die Dame hielt ihn zurück mit dem Bemerken, daß sie erst Licht anzünden wolle, damit er auf der Treppe nicht den Hals breche.

Schnell wurde ein Streichhölzchen in Flamme gesetzt, der Docht einer kupfernen Lampe damit angezündet und Theodor zur Treppe geleuchtet.

Als er sich vor der Zimmerthür befand und das Licht den ganzen Flur erhellte, bemerkte er neben der ersteren ein kleines Fenster in der Wand. Die innere Gardine war halb weggezogen und ließ einen wunderschönen Mädchenkopf sehen, bei dessen Anblick Massau wie vom Blitz getroffen wurde und der ihn vielleicht in Stein verwandelt hätte, wenn nicht das wahrhafte Engelsgesicht plötzlich vom Fenster verschwunden und die nichts bemerkende Haushälterin mit der Lampe näher gekommen wäre. Kaum hörte Theodor die von der dicken Dame ihm zugeflüsterte Worte: „Nicht um acht Uhr, sondern schon um sieben Uhr kommen sie zurück. Dann sollen Sie die Ursache dieser Stundenabänderung erfahren."

Sie drückte ihm ziemlich unsanft die Hand und nickte lächelnd.

Kaum hatte Herr Schmalbach durch eine Art Brummen seine Unzufriedenheit mit dem Vorgange zu erkennen gegeben, was indeß von der Haushälterin gar nicht beachtet wurde, als es abermals klopfte.

Herr Schmalbach öffnete wie vorhin, machte aber sogleich die Thüre weit auf und einen Kratzfuß dazu, während er seine Mütze, die eine Platte verdeckt hatte, abnahm, und sonderbar freundlich sagte: „Ei, Herr Lieutenant, Sie sind es? Herein, gefälligst herein!"

Gravitätisch schritt ein kleiner, junger Mann herein, eine blaue Tuchmütze mit rothem Rand und rothem Vorstoß auf dem Kopfe, einem langen Mantelkragen von grauer Farbe mit aufrechtstehendem rothen Halskragen um die Schultern geworfen, unter welchem der Beschlag der Degenscheide und grautuchene Hosen mit rothem Vorstoße herausguckten. Ein langer brauner Bart, von den Backen bis zum Kinn reichend, jedoch vorschriftsmäßig nicht in die Binde hineingehend, und ein dicker Knebelbart machten das jugendliche, äußerst vollblütige Gesicht, das von einem Paar funkelnden Augen belebt wurde, zu einem wahrhaft militärischen. Obgleich man wegen des umgeworfenen, eben erst als Probe zu tragen erlaubten Mantels von Makintosh nicht wissen konnte, welchem Regimente der Offizier angehöre, so wollen wir unsern Lesern doch sogleich verrathen, daß es der Lieutenant Lieb vom 82. Infanterie Regimente und nach Herrn Schmalbachs Benehmen zu urtheilen, ein alter Bekannter von diesem war.

Letzteres erklärte sich noch mehr durch die geschäftige Eile, mit welcher Herr Schmalbach dem Offizier einen Stuhl präsentirte, den dieser jedoch nicht benutzte.

Auf Herrn Schmalbach's Frage: womit er dem Herrn Lieutenant dienen könne?" erfolgte die kurze Antwort: „Mit Geld!"

„Du mein Himmel! Geld! wie soll ich denn jetzt zu Gelde kommen? Die Zeiten sind schlecht; alle Pachtgelder und Zinsen bleiben aus; was ich aus Mitleid mit meinem Nebenmenschen diesem und jenem guten Freunde geliehen habe, wird ebenfalls nicht zurückgezahlt und der Herr Lieutenant wissen selbst, daß ich noch ein Scheinchen von 30 Thalern—"

„Von dem Herrn Lieutenant in Händen habe — wollen Sie sagen, Herr Schmalbach," fiel der Offizier ein, „aber das thut Nichts.— Donnerwetter! Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß ich Ihnen die 30 Thaler bezahlen will?"

„Bewahre, wer könnte solche Gedanken aufkommen lassen? aber—"

„Nun was, Herr? Was ist das noch für ein Aber? Donnerwetter! ich will nicht hoffen, daß—"

„O, keineswegs! Sie sind ein braver Herr, der einen Freund nicht hintergehen kann, aber—"

„Zum Teufel, Herr, noch immer ein Aber? —Jetzt keine Einreden mehr! Ich brauche noch heute 20 Thaler. Ohne Unterpfand geben Sie Nichts, wenn die erste Schuld noch nicht abgetragen ist, das weiß ich, und so verwahren Sie mir diese goldene Uhr."

Bei den letzten Worten zog der Offizier eine ganz moderne, goldene Cylinderuhr aus der Tasche und überreichte sie Herrn Schmalbach.

Der Alte setzte seine Brille auf, besah die Uhr von außen, öffnete und schloß sie wieder und sagte dann: „Zwanzig Thaler?"

„Nun ja, 20 Thaler auf zwei Monate," war die Antwort. „Das ist doch nicht viel auf einen Gegenstand, der 50 Thaler werth ist. Donnerwetter! oder glauben Sie, Herr, daß es nicht wahr sei?"

„Behüte der Himmel! ich wollte eigentlich sagen, daß die Uhr ganz nagelneu aussieht."

„Das ist sehr erklärlich, da ich sie erst gestern von Gebrüder Brehagen in Cöln gekauft."

„Erst gestern — hm, hm — erst gestern — verstehe, hm, hm — ach, hätte der Herr Lieutenant doch gestern das schöne Geld —"

„Herr! was wollen Sie damit sagen? Donnerwetter!"

„Nichts, gar nichts, mein Herr Lieutenant, als — daß ich Ihnen die verlangten 20 Thaler auf die Uhr, gegen 5 Procent Zinsen, unter den üblichen Bedingungen, für zwei Monate leihen will."

„Nun, so machen Sie fort!"

Trippelnd holte Herr Schmalbach ein Foliobuch hervor, riß ein weißes Blatt Papier heraus und legte dieses nebst einer stumpfen, mit Dintenkruste überzogenen Feder vor, die ganz zu dem Dintenfaß dienenden Tropfenfläschchen paßte.

Der Lieutenant schrieb:

„20 Thlr.

Geschrieben zwanzig Thaler Preußisch Courant habe ich von Herrn Schmalbach unter'm heutigen Tage gegen fünf Procent Zinsen leihweise empfangen und verspreche, diese Summe spätestens am fünfundzwanzigsten März laufenden Jahres dankbar zurückzubezahlen.

Rheinaustadt, den 28. Januar 1845.

Lieb, Seconde-Lieutenant."

Herr Schmalbach durchlas den Schuldschein langsam und sagte dann: „Ganz gut, mein Herr Lieutenant, Sie sind ein wahrer Geschäftsmann. In dem Scheine fehlt die causa debendi, das Darlehn, nicht, wie es das Gesetz vorschreibt; dagegen haben sie sehr weise von der Uhr Nichts hineingeschrieben."

„Sprechen wir nicht weiter darüber. Es ist nicht das erste Mal, daß wir dergleichen Geschäfte machen u. deßhalb weiß ich, wie Sie den Schein ausgestellt verlangen. Doch jetzt rasch das Geld."

„Einen Augenblick," bat Herr Schmalbach, nahm dann die Uhr vom Tische, öffnete eine der beiden in der Wand befindlichen grau angestrichenen Thüren und verschwand durch dieselbe in ein Nebenzimmer.

Wir folgen Herr Schmalbach in die Kammer oder Stube, wie er den Raum, der einem Schafstalle glich, nannte. Vom Fußboden bis zur Decke lagerten hier die mannigfachsten Ge-

genstände und Waaren, über deren rechtmäßigen Besitz Herr Schmalbach wohl schwerlich sich würde haben ausweisen können. Nicht einmal ein nothdürftiger Gang war freigeblieben; er mußte immer erst eine Seite aufräumen, wenn er zur andern gelangen wollte. Man sah hier aufeinandergethürmt: Cigarrenkistchen, Ballen und Päcke Seidenzeug, Stücke Leinen- und Wollentuch, alle Gattungen Herren- und Damenkleidungsstücke, Kisten, Fässer, Eisenwerk, Uhren, Gold- und Silbersachen u. s. w. Herr Schmalbach hatte diese Gegenstände theils in Versatz, was ihm als nichtconcessionirtem Pfandleiher schwere Strafe zuziehen konnte, theils käuflich, d. h. für den achten Theil des Werthes, von Leuten, die noch wohlfeiler dazu gekommen, an sich gebracht.

Zufällig hatte Schmalbach die Thüre hinter sich nicht ganz zu gemacht oder sie war aufgegangen, kurz, der Offizier konnte, indem er einen alten Holzschnitt, die Scene aus dem Gleichniß von dem verloreuen Sohn, wie er mit den Schweinen aus einem Troge speist, zu betrachten schien, das Innere der beschriebenen Kammer übersehen und seine Uhr auf dem Wege zur Kiste mit dem Auge begleiten.

Die Haushälterin hatte unterdessen, während sie in einem Winkel der Stube saß und strickte, auf Alles, was zwischen ihrem Herrn und dem Lieutenant vorgegangen, genau Acht gegeben. Ihr Auge ruhte fortwährend auf dem Offizier, der nun die Decke aufsah und leise die Melodie von Joseph Gungl: „Kriegers Lust" pfiff.

Die Dame ließ den Garnknäul fallen und that, als wenn sie denselben schnell aufheben wollte, der Lieutenant aber, galant von Natur, sprang auf und überreichte ihr den Knäul, ohne ein Wort zu sprechen, ja kaum ihren „verbindlichsten Dank" mit einem hastigen „keine Ursache" beantwortend.

Hierauf ging er zur Katze, strich dieser sanft den Rücken und schien sich darüber zu freuen, daß das Thier sich reckend aufstand, einen Buckel machte und freundlich schnurrend den Schwanz in die Höhe hob.

Glücklicherweise beendete Herr Schmalbach die peinliche Unterhaltung zwischen den drei lebenden Wesen im Zimmer durch seinen Eintritt.

Er zählte 12 Stück beschnittene und so abgeschliffene französische Kronenthaler, daß kaum das Gepräge darauf zu erkennen war, auf den Tisch, indem er das Stück zu 1 Thaler 17 Silbergroschen berechnete, wiewohl jeder um wenigstens 5 Silbergroschen zu leicht war. Dann legte er noch 6 Fünfgroschenstücke und eben so viele einzelne Silbergroschen dazu und sagte: „So mein Herr Lieutenant, da sind 20 Thaler Preußisch Courant. Die Zinsen für 2 Monate betragen 5 Silbergroschen, welche ich hier in Abzug bringe. Cigarren, das weiß ich, sind Ihnen nicht gefällig."

Bei diesen Worten nahm er mit der rechten Hand ein Fünfgroschenstück vom Tische und hielt die Linke dem Offizier hin, welcher zwei Kronenthaler hineinlegte und das übrige Geld einsteckte.

„Danke bestens, mein Herr Lieutenant, rief nun der aus dem Zimmer eilende Offizier, den Alten begleitend. „Danke bestens. Die Zinsen sind für 2 Monate mit 5 Silbergroschen bereits abgetragen. Bitte Solches nicht zu vergessen, Herr Lieutenant!"

„Schon gut," brummte dieser, „Adieu!" und tappte zur Treppe.

Schmalbach wollte die Thüre zumachen, wurde jedoch durch einen Neueintretenden, der auf der Treppe mit dem Lieutenant karambulirt hatte, daran verhindert.

Eiligst steckte Herr Schmalbach die beiden Kronenthaler in die Tasche und sagte: „Guten Morgen, Herr Strassen!"

Der Eintretende, der diesen Gruß erwiederte, war ein Mann von etwa 35 Jahren, schmaler Statur und schwarzen Haaren. Er trug bürgerliche Kleidung, lange Hosen und einen Paletot von dunkler Farbe, eine Sammetweste und eine schwarze Halsbinde. Aus der Brusttasche guckten lange, zusammengefaltete Papierbogen hervor und in der Hand hielt er einen gewöhnlichen Hut. Es war der Gerichtsvollzieher Strassen, bei einem der Friedensgerichte von Rheinaustadt fungirend.

„Ich wollte Sie nur erinnern, Herr Schmalbach," sagte der Gerichtsvollzieher, daß Sie

heute in der Sache gegen Roſenkranz den deciſoriſchen Eid auszuſchwören haben und daß außerdem, wie Sie gewünſcht, die Schuldforderungsſachen gegen Heinrich Bolt, Peter Kraft und Anton Schmitz, ſo wie die Räumungsklage gegen Melchior Heibach vorkommen.— Der arme Kerl dauert mich recht; er weiß mit ſeinen ſieben Kindern weder wohin, noch woher. Wollen Sie dem armen Teufel keinen Ausſtand bewilligen?"

„Keine Minute," war die Antwort. „Ich muß von meinen Miethgeldern leben, und ſolche Proletarier ruiniren mir das Haus ohne zu bezahlen. Nichts da!"

„Wie Sie wollen. Die vier Ladungen, nebſt dem kleinen Reſt von früher, machen zuſammen 3 Thlr. 9 Groſchen 6 Pfennige. Hier iſt die quittirte Note."

Herr Schmalbach ſeufzte, kratzte ſich in den Haarbüſcheln und zog ſeufzend die beiden Kronenthaler und das Fünfgroſchenſtück aus der Taſche, indem er ſagte: „Da ſind 3 Thaler 9 Groſchen. Die fehlenden 6 Pfennige bekommen Sie nicht. Ach, es iſt Geld, das man, ſo zu ſagen, auf die Straße wirft."

„Sie erhalten ja Alles bei Heller und Pfennig zurück, Herr Schmalbach, auf meine ſechs Pfennige ſoll es mir nicht ankommen, und vergeſſen Sie den Eid nicht."

Damit ſtolperte der Gerichtsvollzieher die Treppe hinunter.

„Der Eid! — ja, der Eid! — hm, hm—das iſt eine fatale Sache — ſoll ich?—ſoll ich nicht? — Nun, was iſt's denn mehr? ich denke dabei das Gegentheil und — überhaupt iſt ein ſolcher Eid nur ein Pr..... ſcher, wie die Leute ſagen, der keine verbindliche Kraft hat."

So beſchwichtigte Herr Schmalbach, halb zur Haushälterin gewendet, ſchon im voraus ſein Gewiſſen.

Die Dame erinnerte ihren Herrn nun, daß, wenn er ans Gericht müſſe, es Zeit wäre, dorthin aufzubrechen.

Der Wucherer zog deßhalb ſeine Stiefel und einen langen Bibertuch-Ueberrock mit ungeheuren Taſchen an, ſetzte einen vor acht Jahren Mode geweſenen, in's Bräunliche ſpielenden ſchwarzen Filzhut auf, ergriff ſeinen Stock und ſpazirte zum Hauſe hinaus.

Wer von unſeren Leſern den ehrwürdigen und gegenwärtig blühenden, ſeit undenklicher Zeit berühmten Handelsort Rheinauſtadt beſucht, der wird denſelben nicht verlaſſen haben, ohne das in der Pfarrkirche zu St. Paul befindliche Meiſterſtück von Rubens zu ſehen und zu bewundern. Alle Fremde wallfahrten dahin und vermehrten oft durch ihre nicht unbedeutenden Spenden für das Zeigen des Originals die kirchliche Einnahme.

So kehrte auch der Kaufmann Wilhelm Maſſau aus Königsberg, ein kräftiger Mann von etwa fünfzig Jahren, von angenehmen Geſichtszügen, in feiner, modiſcher Winterkleidung, von einem Lohnbedienten geführt, aus der genannten Kirche zurück, die lange ſchmale Straße hinuntergehend und mit ſeinem Führer, noch im Nachgenuß des Anblicks des herrlichen Kunſtwerks verſunken, die Schönheiten deſſelben beſprechend.

Der Reiſende hatte in Geſchäften Holland beſucht und nach Beendigung derſelben ſeinen langgenährten Wunſch, die Rheinprovinz kennen zu lernen, deren Bewohner ſeit den letztverfloſſenen Jahren an ächt vaterländiſcher Geſinnung ſo ſehr mit ſeinen Landsleuten in Oſtpreußen übereinſtimmten, ausgeführt, obſchon er bedauerte, daß dieſes nur im Winter geſchehen durfte.

In Rheinauſtadt hatte Maſſau bereits die vielen Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen, mehreren Verhandlungen des Aſſiſenhofes beigewohnt und und unverhohlen ſeine Meinung zu Gunſten der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beim Gerichtsverfahren im Allgemeinen, ſo wie des Inſtituts der Geſchworenen insbeſondere ausgeſprochen, mit dem Bemerken, daß in Königsberg das Verlangen nach den genannten, hier beſtehenden koſtbaren Gemeingütern des Volkes täglich lauter werde und er ſeinerſeits nicht ermangeln würde, durch Wort und Schrift das Seinige beizutragen, daß auch ſeine Vaterſtadt und die Provinz, ja, das ganze Land recht bald der wohlthätigen Einrichtung ſich erfreuen möchte. Das Bild von Rubens war hier für ihn die letzte Sehenswürdigkeit in artiſtiſcher Hinſicht geweſen.

Vor einem hohen Hauſe, deſſen Thür

weit offen stand und eine Aussicht in den dahinter liegenden, mit Schnee überdeckten Garten eröffnete, sah der Reisende viele Personen aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern stehen oder im Hausflur sich bewegen. Zu beiden Seiten der Thür waren schwarze Tafeln angebracht, auf welchen eine Menge geschriebener und halb gedruckter Anzeigen klebten.

Massau fragte den Lohnbedienten: was das für ein Haus sei? und erhielt die Antwort: „daß hier die Locale der Friedensgerichte sich befänden und bald eine Sitzung beginnen würde. Das Haus wäre leider aus nicht zu beseitigenden Gründen zugleich ein Weinhaus, in welchem man guter Bedienung gewiß sei."

„Topp!" sagte der Fremde, „einer Friedensgerichtssitzung muß ich beiwohnen. Laßt uns eintreten."

Der Lohnbediente machte nun sich und seinem Herrn durch die den Flur einnehmenden Menschen Platz und brachte den Reisenden in ein nach dem Garten zu gelegenes Zimmer, das mit verschiedenen Personen angefüllt war, die um Tische herum saßen, Wein tranken, einen Imbiß nahmen und größtentheils über Prozeßangelegenheiten, sich unterhielten.

In diesem Zimmer war kein Platz zu finden, wohl aber zeigten sich noch viele Tische und Stühle in einem daranstoßenden unbesetzt, dessen Flügelthüren geöffnet standen, und von wo aus man das erste Zimmer übersehen konnte.

Massau setzte sich zu einem gut gekleideten, jungen Manne, der, ein Schöppchen Wein vor sich und eine dampfende, wohlriechende Cigarre im Munde, das Gewirre im andern Zimmer zu betrachten schien. Sein langes blondes Haar, der Knebel- und Zwickelbart, der bloßgelassene Hals, den ein blendendweißer Hemdkragen zierte, das lebhafte Auge, das von Gesundheit und Fröhlichkeit strotzende Gesicht ließen keinen Zweifel übrig, daß der beschriebene dem Stande der Künstler angehöre. Außer ihm saßen noch zwei andere Herren an einem entfernteren Tische im Zimmer, jeder eine Flasche rothen Wein vor sich und Beide aus langen Pfeifen rauchend.

Der Künstler machte freundlich Platz und sagte ohne alle Einleitung: „Hierher sollten Alle gehen, die den Menschen in seinen verschiedenartigen Gemüthsbewegungen studiren wollen. Fast immer spiegeln sich die Empfindungen der Seele in Blick, Miene, Haltung, Bewegung und Worten ab. Hier beherrscht Jeden Verzweiflung, Angst, Kummer, Gleichmuth, Ruhe, Freude, Bosheit, Rachedurst oder dergleichen, sowohl vor der Verhandlung seines Rechtsstreits, als während desselben und nach dessen Beendigung. Ich habe von hoher Hand den Auftrag erhalten, eine Gruppe den Wucherer darstellend, wie er die Barmherzigkeit gegen seinen im größten Elende lebenden Mitmenschen verleugnet, in Marmor auszuführen, und hier hoffe ich das Original zu finden; denn in jeder Sitzung trifft man dergleichen Personen in solcher Lage."

„Ihre Bemerkungen," antwortete Massau, „sind sehr richtig und ich lerne daraus, daß man, um dergleichen Beobachtungen anzustellen, den schlüpfrigen Boden der Spielhöllen nicht mehr zu betreten braucht. Mich interessiren die Menschen in ihrer Leidenschaft schon deshalb, um das Böse und Nachtheilige derselben im rechten Licht zu erblicken und weil sie uns warnen können, uns von ihnen beherrschen zu lassen. Sie scheinen sehr bekannt mit Ort und Personen und würden mich unendlich verbinden, mich über das Verfahren vor dem Friedensgericht und die Person einiger der Anwesenheit aufzuklären."

Dabei schellte der Reisende, ließ eine Flasche Johannisberger mit zwei Gläsern, so wie für den in der Ferne sitzenden Lohnbedienten eine Flasche Rothwein kommen und lud den Bildhauer ein, in dem edlen Traubensaft aus dem fürstlich Metternich'schen Keller ihm Bescheid zu thun.

Der Bildhauer ließ sich nicht nöthigen, stieß an auf nähere Bekanntschaft und begann folgendermaßen:

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren Wunsch in Betreff der mir bekannten hier anwesenden Personen erfüllen; zur Aufklärung über das Verfahren beim Friedensgericht fühle ich mich jedoch außer Stande, da mir hierin

alle Kenntniß abgeht. Nichts deſtoweniger ſollen ſie noch in dieſer Stunde Alles vernehmen, was Sie darüber zu wiſſen verlangen, denn mein Bruder, der Landgerichtsreferendär Fröhlich, wird ſogleich hier ſein und ſich eine Freude daraus machen, die Vorzüge dieſes Zweiges unſerer Juſtizverfaſſung zu erörtern. Er hat nämlich einem armen Maurergeſellen, den man mitten im Winter aus ſeiner Kammer auf die Straße ſetzen will, ſeinen Beiſtand zugeſagt und muß deshalb in wenigen Minuten eintreten."

„Danke für Ihre freundliche Aufmerkſamkeit. Damit Sie jedoch wiſſen, wem Sie Ihre Zuvorkommenheit angedeihen laſſen, erlaube ich mir zu ſagen: daß ich Wilhelm Maſſau heiße, ein Kaufmann, zu Königsberg in Preußen wohnhaft und dermalen von Holland aus auf der Ruckreiſe in die Heimath begriffen bin. Sie ſind Bildhauer und heißen Fröhlich, das erfuhr ich im Laufe unſerer Unterhaltung."

„Jacob Fröhlich, Bildhauer, aus Düſſeldorf gebürtig. Aber herzlich willkommen, theurer Landsmann aus dem Oſten!"

Beide drückten ſich die Hände ſtumm, die Bedeutſamkeit des Zuſammentreffens empfindend.

„Die Herren dort am Tiſche," hub nach einer Pauſe der Künſtler an, „bilden eines der Friedensgerichte und zwar für den Landkreis. Der mit der rothen Naſe und dem niedergeſchlagenen Blicke, welcher etwas Heimtückiſches verräth, iſt der Friedensrichter, ein Herr von Thore. Seine juriſtiſchen Kenntniſſe ſind nicht unbedeutend, aber — nun, die Naſe verräth es Ihnen — das Schöppchen, das Schöppchen! Er trinkt an einem Abende ſeine acht bis zehn Schöppchen hinter einander, fängt, wenn der Wein endlich ſeine Wirkung äußert, gern Krakel [Streit] an und muß in der Regel um Mitternacht nach Hauſe geleitet werden, wo alsdann ſeine arme Gattin, die leider keinem Patriziergeſchlecht entſproſſen, kaum ihre Wohnung verlaſſen darf, nicht ſelten Mißhandlungen ausgeſetzt ſein ſoll. Um Ihnen nur einen Charakterzug dieſes Mannes zu geben, mögen Sie vernehmen, daß, als vor nicht langer Zeit ein bei ſeinem Friedensgerichte fungirender, bejahrter Gerichtsvollzieher und Familienvater auf ſeine Anzeige wegen Unregelmäßigkeiten vom Landgerichte drei Monate ſuspendirt wurde, er denſelben nochmals ein ganzes Jahr vom Friedensgerichte ſuspendirte."

Aus dem vorderen Zimmer hörte man jetzt einen Schlag mit der Fauſt auf den Tiſch. — Maſſau und der Bildhauer ſahen hin und erblickten einen ſehr corpulenten Mann mit kirſchrothem Geſicht, der, noch fortgeſticulirend, alle Anweſenden überſchrie. Eben ſagte er zu einem geſetzten Herrn in ſehr anſtändiger Kleidung, welcher ein Actenbündel unter'm Arm trug: „Sparen Sie Nichts, Herr Doktor, und wenn es noch hundert Thaler koſtet, der Kerl muß verurtheilt und bis auf's Hemde exequirt werden." Der Rechtsgelehrte ſchien in leiſem Tone ihm Vorſtellungen zu machen, aber ſie mußten wohl Nichts helfen, denn der Dicke ſchrie: „Nichts da! keine Nachſicht! Der Bauer verkauft mir den Ochſen auch nicht auf ein Jahr Credit."

„Hören Sie, Herr Maſſau den Metzger?" ſagte der Bildhauer. — „Dort kommt indeß mein Bruder, dem ich das Weitere übertrage."

Es trat auch wirklich ein junger Mann in's Zimmer, der mit dem Bildhauer große Aehnlichkeit hatte, hing ſeinen Hut auf einen Wandkrampen, grüßte den Friedensrichter und den Gerichtsſchreiber freundlich, ſprach einige Worte mit ihnen und kam dann zu ſeinem Bruder, der nur einige Jahre jünger und etwas kleiner war als er.

„Du biſt lange geblieben, Auguſt," ſagte der Künſtler, „doch — Herr Maſſau! ich habe die Ehre, Ihnen meinen älteren Bruder, den Landgerichtsreferendar Auguſt Fröhlich, vorzuſtellen. — Herr Wilhelm Maſſau, Kaufmann aus Königsberg."

Maſſau beſtellte eine neue Flaſche und noch ein Glas und bat den Referendar, Platz zu nehmen, welcher, durch ſeinen Bruder mit den Wünſchen des Fremden bekannt gemacht, dieſe zu erfüllen ſogleich ſich bereit erklärte.

Bald nachdem Schmalbach ſeine Wohnung

verlassen hatte, vernahm Jungfer Adelheid, so hieß die Haushälterin, ein leises Klopfen an der Stubenthür und dabei die Worte: Jungfer Baſ' seid Ihr da?"

Rasch machte die Haushälterin die Thüre auf und empfing die eintretende Person mit den gewöhnlichen Ausdrücken: „Wie brav, Frau Baſ', gut, daß Ihr kommt!"

Die Angeredete war eine lange, hagere Figur, in einem weiten, buntkattunenen Mantel eingehüllt, welcher bis auf die Füße reichte, und dessen Kragen, eine Art Kapuze, über den Kopf zurückgeschlagen lag, so daß er von diesem blos das Gesicht frei ließ. Augenscheinlich trug die hagere Frau etwas unter dem Mantel, denn an der linken Seite war derselbe herausgedrückt.

„Ich bin auf dem Markte gewesen und habe Erdäpfel, ein Pfund Butter und von Gebrüder Berens einen Stockfisch gekauft. Da dachte ich denn: du mußt doch sehen, was das Bäschen macht," begann die Eingetretene.

Setzt Euch, Frau Baſ', legt doch gefälligst ab! Gelt, Ihr trinkt ein Tröpfchen?"

Bei diesen Worten hatte die Haushälterin den Tisch ein wenig vom Kanapee abgerückt, den Besuch zum Sitz geführt, und während derselbe einen ziemlich großen Handkorb, in welchem bis zum Rande Kartoffeln, ein Stück Butter in grüne Blätter eingewickelt und ein kleiner Stockfisch sich befanden, neben seinem Sitz auf die Erde stellte, holte Jungfer Adelheid aus dem Glasaufsatz des Schranks eine kleine Flasche mit zwei Spitzgläschen und einem Teller, worauf Macaronen und Anisschnittchen lagen, Alles auf den Tisch setzend.

Kaum war das Fläschchen entpfropft, als im Zimmer ein Spiritusgeruch von dem aus Anisbranntwein bestehenden Inhalte des Fläschchens sich verbreitete.

Die kleinen Gläser wurden gefüllt. Man stieß an und bediente sich, wie man zu sagen pflegt, einer Macarone und eines Anisschnittchens.

„Was gilt die Butter, Frau, Baſ'?" hub Adelheid an.

„Acht Groschen das schwere Gewicht. Das ist aber unerhört theuer und ich glaube, es sind nicht einmal vier Loth Uebergewicht. Wenn dieses so fortgeht, können wir kaum frische Butter mehr essen und müssen uns mit Eingemachtem begnügen."

„Das soll wohl wahr sein. — Und die Erdäpfel?"

„Zwei Pfund sieben Pfennig die Weißen, platte Nieren das Pfund vier Pfennig und Blaue fünf Pfennig."

„Du mein Himmel, wo will das hinaus? — Ein Glück, daß unser Vorrath noch nicht aufgezehrt ist."

„Der Herr Schmalbach begegnete mir in der Michaelstraße, sah mich aber nicht, so düster verfolgte er seinen Weg."

„Laßt ihn doch, Frau Baſ'! Ich wollte, er verfolgte bald den Weg, von welchem er nicht mehr zurückkehren kann."

„Ei, ei, Bäschen!" drohte der Besuch mit dem Finger, „kommt Ihr nicht zeitig genug an's Erben?"

„Besser hab' ich als hätt' ich. — Wäre das Testament nur fertig und die Sache mit der Trüde —"

Der Fluß der Rede wurde durch das Geräusch einer aufgehenden Seitenthür unterbrochen, durch welche der früher erwähnte Engelskopf hervorkam, seine Augen auf die frühstückende Gruppe richtete und fragte: Ob Jungfer Adelheid gerufen?"

„Daß ich nicht wüßte," antwortete Adelheid etwas verlegen, „aber komm doch näher, Trüdchen. Es ist heute sehr kalt draußen und ein Tröpfchen würde Dir nicht schaden, bevor wir in die Messe gehen."

„Ich danke, Jungfer Adelheid," rief das Köpfchen. „Wenn die Elfuhrmesse läutet, bin ich fertig und rufe Euch ab."

Damit wurde die Thür wieder geschlossen.

„Ein sonderbares, aber recht gutes Kind, das Trüdchen," bemerkte der Besuch.

„Ja wohl, sonderbar und gut. Ueber mich kann sich die arme Waise nicht beklagen; ich hüte sie aber auch wie eine Mutter."

„Das weiß die ganze Stadt und wenn das Mädchen dennoch eine Bekanntschaft macht, so ist's nicht Eure Schuld."

„Nein, gewiß nicht. — Da Ihr einmal von Bekanntschaften spricht, so —"

„Verstehe, Bäschen, Ihr meint wegen des alten Stengelhoven?“

„Bewahre der Himmel! Das fehlte noch, so einen abgelebten Wittwer von sechzig Jahren zu heirathen.“

„Er ist aber reich und sterblich verliebt in Euch.“

„Nein! schweigt mir davon, ich mag ihn nicht.“

„Meinetwegen. Soll ich vielleicht an den dicken Thomas eine Bestellung ausrichten?“

„Das wäre mir recht, daß ich mein Glück mit so einem lebendigen Weinfaß versuchen sollte. Alles Nichts!“

„Ei — was fällt mir da ein — hat gar Herr Schmalbach seinen Vorsatz, nicht heirathen zu wollen, aufgegeben?“

„Er beharrt nach wie vor in demselben.“

„Dann weiß ich mir die Sache nicht zu erklären.“

„Ich will Euch was sagen, Frau Baſ', aber reinen Mund gehalten.“

„Auf mich, Bäschen, könnt Ihr Euer ganzes Vertrauen setzen.“

„Nun so hört denn! Kennt Ihr den Comptoirbedienten Ma — Ma — Massau? ja so hieß er.“

„Massau? Nein, den kenne ich nicht; ich kenne nur den Weinwirth Masson zum leckeren Mämpfelchen“ *)

„Die Weinwirthe kennt Ihr ziemlich Alle, Frau Baſ', wie ich merke. Der, den ich meine, ach! das ist ein junger und hübscher Mann.“

„Nun, nun, das scheint mir das Schlimmste von der Sache.“

„In welcher Hinsicht das Schlimmste?“

„Weil Ihr ihm alsdann zu alt sein werdet.“

„Was, ich alt?“ kreischte Adelheid mit kirschblauem Gesicht, die Arme in die Seiten gestemmt, „ich alt? Frau Baſ', was fällt Euch an, nennt Ihr neunundzwanzig Jahre ein Alter?“

Der Branntwein hatte alle bösen Geister in Jungfer Adelheid heraufbeschworen. Dasselbe war aber auch bei der Frau Baſe der Fall. Deßhalb sprang diese auf, nahm ihren Korb wieder unter den Mantel und fing so unverschämt an zu lachen, daß die Wuth der Haushälterin keine Grenzen fand. Sie riß die Stubenthür weit auf und sagte: „Grobes Volk braucht nicht über meine Schwelle zu kommen!“

Die Frau Baſe hörte nicht auf zu lachen und dazwischen zu fragen: „Neunundzwanzig Jahre? Wo ist denn der Taufschein von Anno 95?“ Dabei ging sie rückwärts zur Thür hinaus, welche so heftig von Adelheid in's Schloß geworfen wurde, daß das Zimmer dröhnte und die Gläser klirrten. Allein sie konnte noch fortwährend das empöreade Lachen der Frau Baſe und deren Frage: neunundzwanzig? neunundzwanzig?“ welches durch die Wand zu dringen schien, ganz deutlich vernehmen.

Von Aerger erschöpft sank sie auf einen Stuhl, legte beide Arme auf die Lehne, das Gesicht auf diese und hörte die Stimme nicht mit der neben ihr die Worte gesprochen wurden: „Jungfer Adelheid die Messe läutet!“

Die Stimme gehörte einer anscheinend schlanken Dame, deren Stimme mit einem, am schwarzen Nesselhut befestigten Schleier bedeckt war nnd deren Toilette von einem allerliebsten, kurzen, braunen Mäntelchen, unter welchem ein einfach geblümtes Kattunkleid hervorkam, verhüllt war.

Obschon die Leser die obenbeschriebene Erscheinung in ihrer ganzen Gestalt zum ersten Male erblicken, ohne Letztere genauer beobachten zu können, so werden sie doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß ein gewisser Engelskopf unter dem verschleierten Hut verborgen war.

Nachdem Trüdchen — daß die junge Dame so hieß, wissen die Leser bereits — mehrmals die Haushälterin angerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, schüttelte sie dieselbe sanft am Arme und wiederholte: „Die Messe hat geläutet.“

„Es ist gut, Gertrud,“ brummte Adelheid, „laß mich allein und geh ohne mich in die Messe; aber ungesäumt nach Hause, wenn die Messe aus ist!“

*) Bezeichnung einer Weinschenke.

Trudchen glaubte zu träumen, als sie diese Worte vernahm. Das war ihr noch nie, so lange sie hier im Hause lebte vorgekommen, allein, ohne die Begleiterin, die Kirche besuchen zu dürfen.

Sie eilte deshalb, aus Furcht, der Jungfer Adelheid möchte der Beschluß gereuen, mit dem Gebetbuche in der Hand, zum Zimmer hinaus, wie eine Gazelle die Treppe hinunter, und über die Gemüsekörbe hinweg, ohne irgendwo anzustoßen. Die eben nicht sehr frische Luft in der engen Straße athmete sie dennoch mit Wonne ein, betrat sodann den Markt und ging mit sittsamen Schritten durch die Nicolaistraße in die Pfarrkirche zu St. Benedict, wo sie in einen Stuhl trat, mit wirklicher Andacht niederkniete, und aus dem mitgebrachten Buche die vorgeschriebenen Gebete las, während an einem Seitenaltar der Priester das heilige Meßopfer darbrachte.

Theodor wußte nicht, wie er die Treppe herabgekommen, so sehr hatte das Mädchengesicht am Fenster seine Sinne gefangen genommen. Er dachte nur an die engelgleichen Umrisse des Kopfs, formte sich eine schöne Jungfrauengestalt dazu und hatte den Zweck seines Eintritts in das Haus beinahe vergessen. Um 7 Uhr sollte er wiederkommen, und es schien ihm, daß er alsdann Näheres über jenes Mädchen erfahren müßte.

Er eilte zu seinem Freunde, dem Juweliergehülfen Albert Ehrenfeld, und ließ sich von demselben eine Vollmacht ausstellen, ihn am Friedensgericht zu vertreten; dann machte er mit dieser Schrift sich auf den Weg, um die Stunde, die in der Ladung bezeichnet war, nicht zu versäumen.

Auf dem Wege begegnete er dem Lieutenant Lieb, der ihn anhielt und nach der Eile sich erkundigte, mit welcher er an ihm vorüber wollte.

Massau erzählte, daß sein kranker Freund und er vorgeladen worden seien, und da er Hoffnung habe, noch heute das erforderliche Geld zur Bezahlung der Schuld geliehen zu erhalten, so wolle er vor Gericht den Gläubiger um Vertagung der Sache bitten.

„Lassen sie doch ein Mal die Ladung sehen, ich kenne dergleichen nicht. Wir wollen unterdieß hier bei dem Schweizer eintreten.“

Der Handlungsgehülfe mochte sich weigern so viel er wollte, und den Nachtheil schildern, den ihm sein Verspäten am Friedensgericht verursachen könnte; es half Alles nichts, der Offizier drehte mit einer Hand den Drücker der Ladenthür und schob mit der andern Massau hinein.

„Zwei Tassen Chocolade!“ rief er dem bedienenden Schweizer zu.

Wer das enge und vom Morgen bis zum späten Abend besetzte Local der Gebrüder Roßler kennt, der wird es glaublich finden, daß die Freunde sich erst durchdrängen und in einen Winkel des hinteren Zimmers begeben mußten, ehe sie ungestört sich unterhalten konnten.

Massau zog einen zusammengefalteten halben Bogen Papier hervor, welchen der Lieutenant auseinanderschlug, und Folgendes, das nur zum Theil geschrieben war, davon ablas:

Vorladung.

„Aufschrift: Nr. 5785 R.
Nr. 3410 J.

„Heute den drei und zwanzigsten Januar 1800 fünfundvierzig.

„Auf Ansiehen des in Rheinaustadt wohnenden Gast- und Speisewirthes Heinrich Sauerkraut habe ich unterzeichneter, beim Königlichen Landgericht zu Rheinaustadt immatriculirter, bei dem Königlichen Friedensgericht Nr. II. daselbst fungirender und in der Bernhardstraße Nr. 18 wohnender Gerichtsvollzieher Johann Joseph Strassen die hierselbst wohnenden 1) Albert Ehrenfried, Juweliergehülfe, u. 2) Th. Massau, Handlungscommis, und zwar Ersterm als Hauptschuldner, und legten als Solidarbürger, vorgeladen: am Dienstag den achtundzwanzigsten Januar laufenden Jahrs, Vormittags zehn Uhr, vor dem Königlichen Friedensgericht zu Rheinaustadt Nr. II., in dessen gewöhnlichem Sitzungssaale in dem Hause Mondstraße Nr. 52, zu erscheinen, um sich mangels rechtlicher Einreden, in ihren vorgedachten Eigenschaften, unter solidarischer Verbindlichkeit,

verurtheilen zu hören: dem Kläger die Summe von zehn Thaler Pr. Cour., welche der mitverklagte Albert Ehrenfried demselben, für erhaltenen Mittagstisch, laut früher übergebener und mit gegenwärtigem Acte mitgetheilter Rechnung verschuldet, und für welche Schuld der Mitverklagte Theodor Massau sich solidarisch verbürgt hat, mit Zinsen von Tage der Klage und den Kosten zu bezahlen.

„Abschrift dieses Actes habe ich Jedem insbesondere, und zwar dem p. Albert Ehrenfried, sprechend in seiner Wohnung mit ihm selbst, und dem Theodor Massau in seiner Wohnung, sprechend mit seiner Hauswirthin Wittwe Karl Bossen, zugestellt und zurückgelassen.

„Die Kosten sind neunzehn Groschen zwei Pfennig."

„J. J. Strassen."

„Saubere Dinge, solche Fledermische," sagte der Lieutenant nachdem er gelesen. „Donnerwetter! wenn mir so etwas passirte, was sub rosa leicht geschehen könnte, denn der alte Schwalbach scheint mir keinen Spaß zu verstehen—ich bräche dem Kerl den Hals!"

„Also sind Sie dem Manne auch verwandt? Dann hüten Sie sich, er spaßt nicht, und Sie wissen doch, daß Sie trotz ihres Militairstandes wegen einer Schuldforderung beim Friedensgericht belangt werden können."

„Vor dem Civilgericht, das weiß ich; aber nicht vor dem Friedensgericht. Ich nehme den eximirten Gerichtsstand in Anspruch und werde vor ein Obergericht geladen."

„Da irren Sie sich. In der Rheinprovinz giebt es keinen eximirten Gerichtsstand. Alle Einwohner, vom Fürsten bis zum Bettler, selbst alle Behörden können, nach Qualität des Prozeßgegenstandes, vor einem Friedensgericht verklagt werden."

„Nun, das ist in der That etwas Neues. — Kennen Sie denn den alten Schwalbach ebenfalls?"

„Ich habe ihn erst diesen Morgen kennen gelernt, als ich die zehn Thaler bei ihm leihen wollte, die ich zur Befriedigung des Gläubigers meines Freundes gebrauche. Vielleicht erhalte ich das Geld heute Abend."

„Dann gratulire ich zu Zinsen, Geschenk, Cigarren u. s. w."

„Nichts von allem dem. Die dicke Haushälterin verwies den Alten sogleich zur Ruhe, als er davon anfing."

„Eine kugelrunde Person, diese Jungfer Adelheid. Wer mag aber wohl das hübsche junge Mädchen sein, das sie an jedem Morgen um 11 Uhr in die Kirche begleitet?"

„Ein junges Mädchen? — halt! — welche Kirche besuchen die Beiden?"

„Ich sah sie schon mehrmals in die Benediktskirche hineingehen. Aber was ist Ihnen, Sie scheinen ja entzückt über meine Erzählung? Donnerwetter! ich hab's, Sie wissen mehr von dem jungen Mädchen als ich. Heraus mit der Sprache!"

„Von dem jungen Mädchen kann ich Ihnen weiter nichts sagen, wohl aber sah ich an dem Fenster in der Hausflur, jedoch nur auf einen Augenblick, einen wunderschönen Mädchenkopf, der mich total verrückt gemacht hat."

„Donnerwetter! das Mädchen ist gewiß eine Verwandte des Alten, die er seinen jungen Schuldnern verbirgt. Darüber will ich mir bald Aufschluß verschaffen."

„O, bitte, thun Sie es nicht. Was ich Näheres über das Mädchen erfahre, werde ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen."

„Nun sehe mir Einer den Eifersüchtigen. Donnerwetter! von mir haben Sie nichts zu fürchten, denn ich gehöre nicht zur Schmetterlingsgattung. Ich habe meinen Theil in Cöln sitzen, und eine Untreue — Donnerwetter! die beging ich nicht um alle Schönheiten der Welt."

„Das ist mir sehr lieb zu hören; ich brauche Sie folglich nicht als Nebenbuhler zu fürchten. Jetzt aber muß ich fort, es ist halb elf Uhr, und wenn meine Sache bereits aufgerufen worden, so bin ich in contumaciam verurtheilt. Daran wären Sie allein Schuld."

„Donnerwetter! ich will es nicht hoffen. Eilen Sie!"

Massau empfahl sich und lief, was er konnte, in die Mondstraße. Im Friedensgerichtslokale angelangt, trat eben der Gerichtsvollzieher Strassen aus der Thür des Audienzsaales und erklärte ihm, seine Sache wäre schon abgemacht, indem er seines Nichterscheinens halber in contumaciam verurtheilt worden. Er möchte daher, wenn er nicht Grund habe, Opposition

gegen das Erkenntniß einzulegen, so schnell als möglich den Kläger bezahlen, um den weiteren Kosten zu entgehen.

„Dachte ichs doch," sagte Massau, „allein was hilfts? Kann ich nur heute noch bezahlen, so ist es kein Unglück weiter."

Ohne sich ferner zu bedenken, und wahrscheinlich einem schon früher gefaßten Beschlusse gemäß, eilte er wieder fort. Wohin? das wird der Leser leicht errathen — in die St. Benediktskirche.

In dem Wirthszimmer, worin Wilhelm Massau und die beiden Fröhlich saßen, hatte der Referendar die Personenschilderung seines Bruders fortgesetzt, und dem Fremden sehr charakteristische Bilder von Prozeßsüchtigen jeder Gattung gezeigt, die Bekanntmachung mit den verschiedenen Rechtsgelehrten und Beflissenen im Sitzungssaale sich vorbehaltend.

„Was nun das Verfahren bei den Friedensgerichten angeht," sprach der Referendar weiter, „so ist das gegenwärtige Institut derselben ein ganz andres als das frühere und jenes in England. Dort gehört jeder Gutsbesitzer von gewisser Bedeutung zur Congregation, ohne Rechtsgelehrter sein zu müssen, dagegen ist der Gerichtsschreiber in der Regel Jurist. Die Amtsverrichtungen der Friedensrichter beschränken sich auch nur auf wenige Fälle, u. haben mit denen unserer Friedensrichter fast nichts gemein. Selbst zur Zeit der Fremdherrschaft war in der Rheinprovinz ihr Wirkungskreis nicht zur Hälfte so ausgedehnt wie jetzt, und wenn man, besonders in den großen Städten die Geschäfte betrachtet, die zwei Beamte, nämlich der Friedensrichter und Friedensgerichtsschreiber, gegenwärtig auszuführen haben, so muß man sich unwillkürlich die Frage vorlegen: wie bringen sie es fertig?"

„Das hörte ich schon vorhin von ihrem Herrn Bruder, daß die Friedensgerichte nicht in collegialischer Form beständen, und habe mich darüber gewundert," unterbrach der Kaufmann den Referendar.

Der Bildhauer fragte: welche Personen denn eigentlich befähigt wären, den Friedensrichterposten zu bekleiden?

Sein Bruder antwortete: „Jeder, der sich um das Amt eines Friedensrichters bewirbt, muß die Qualification eines Landgerichtsreferendars besitzen, und als solcher längere Zeit in allen Zweigen des Gerichtswesens praktisch erfahren sein. Auf ein gesetztes Alter wird nicht mehr gesehen, es genügt, wenn der Candidat sein 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Aufrichtig gesprochen ist dieses ein großer Uebelstand, weil sich die Jugend mit dem wichtigen Amte nicht paaren will. In der Regel mangelt auch dem jungen Friedensrichter, außer dem nöthigen Schatz eigner Erfahrungen, die unerläßliche Ruhe und Kaltblutigkeit in seinen Handlungen und die erforderliche Amtswurde, die man durchaus nicht mit Stolz oder lächerlichem Dünkel verwechseln darf."

Seitens des Fremden wurde das Hinanziehen des nicht erfahrungsreichen Alters zu dem wichtigen Posten mißbilligt. Der Referendar gab ihm wiederholt Recht, und fuhr fort:

„Erhält nun solch ein junger Mann ein Friedensgericht, so findet er fast immer einen Gerichtsschreiber vor, der an Jahren älter und an Geschäftskenntnissen reicher ist. Statt aber — und es giebt nur wenige Ausnahmen — durch freundliches Betragen gegen seinen, allerdings niedriger stehenden Mitbeamten, den man in neuerer Zeit mit Gewalt zu seinem Untergebenen gemacht hat, ohne dieses auf ein ursprüngliches Gesetz gründen zu können — die Achtung und Liebe des Gerichtsschreibers zu erwerben, und so von dessen Gefälligkeit, die er doch unter allen Umständen mehr oder weniger in Anspruch nehmen muß, für seine eigene Person Nutzen zu ziehen, tritt er gewöhnlich barsch und befehlend gegen ihn auf, spielt dem Publikum gegenüber den Chef und Vorgesetzten, und kränkt den, der ihm zunächst zum Controlleur seiner amtlichen Handlungen beigegeben worden, bis auf's Blut. Daraus entstehen Conflicte, die das Interesse des Dienstes gefährden, der Gerichtsschreiber vergilt Böses mit Bösem, thut kein Haarbreit mehr, als seine Pflicht ihm auflegt, und nicht eher endet dieses für beide Theile mißliche Verhältniß, bis die Behörde den Einen oder den Andern versetzt. Glücklich noch dieser Fall; denn kommt es zu Disciplin-

nar- oder gar Criminalunterſuchungen, ſo iſt der Gerichtsſchreiber unter allen Umſtänden verloren. Ich würde Sie, beſter Herr Maſſau, von ſolchen Dingen nicht unterhalten, wenn es nicht nöthig geweſen wäre, um ſich die Urſache erklären zu können, weshalb faſt aller Orten Conflicte zwiſchen den Friedensgerichtsbeamten beſtehen, inſofern der Gerichtsſchreiber kein Kriecher oder unwiſſender Menſch iſt."

„Wer trägt die Schuld nun, daß, wie Sie ſagen, die Conflicte ſo häufig vorkommen?" fragte Maſſau.

„Darüber ließe ſich Vieles ſagen," meinte der Referendar, „am beſten aber ſchwiege man darüber." Er ſetzte weiter auseinander: „Der Gerichtsſchreibercandidat ſoll die allen Subalternbeamten erſter Claſſe vorgeſchriebene Gymnaſialbildung beſitzen — was indeß leider nicht immer der Fall iſt. Er muß während zwei Jahren in den Bureaux des öffentlichen Miniſteriums und auf dem Sekretariate des Landgerichts oder des Appellationsgerichtshofes ſtagirt, d. h. unentgeldlich gearbeitet haben; dann die hier ſchwere, dort leichte Prüfung zur Candidatur beſtehen, und ſpäterhin bis zu ſeiner Anſtellung ununterbrochen bei einem Gerichte als vereideter Gehülfe, meiſtens mit ſehr geringem, unzureichendem Gehalt, oft auch ohne alle Remuneration, thätig ſein. Die Anſtellung erfolgt ſelten vor vollendeter zehnjähriger Candidatur. Ausgenommen hiervon ſind jedoch die mit Anſprüchen auf Civilverſorgung aus dem Militair entlaſſenen Unteroffiziere, die ſehr ſchnell befördert werden und in ſo großer Zahl ſich zu den Gerichtsſchreiberſtellen drängen, daß die Anwartſchaft der Aſpiranten aus dem Civil ſtatt zehn Jahre ſehr bald zwanzig Jahre dauern wird. Ueber die Fähigkeiten der beſagten Unteroffiziere iſt in öffentlichen Blättern ſo viel verhandelt worden, daß ich es für überflüſſig halte, Ihnen ein Weiteres darüber zu ſagen. Gewiß iſt, daß die wirklichen Ehrenmänner, worunter viele Offiziere der Linie und der Landwehr, innigſt betrübt ſind, mit Leuten auf gleichem Fuße behandelt zu werden, denen ſo häufig wahre Bildung, ſelbſt die für das Amt erforderliche theoretiſche, abgeht und die glauben, wenn ſie nur mit Gottes Hülfe ein leichtes Examen gemacht, nichts weiter zu bedürfen. Verzeihen Sie, lieber Herr Maſſau, dieſe Abſchweifung, zu der ich mich aus theilnehmender Rückſicht für einen vertrauten, unglücklichen Freund hinreißen ließ."

„Bitte recht ſehr, werther Herr Referendar," antwortete der Reiſende, „die herrſchenden Zuſtände in Ihrer Provinz intereſſiren mich nicht weniger wie jene in der meinigen. Vertrauen wir auf Gott und das Staatsoberhaupt, dem es nicht am beſten Willen fehlt, Uebelſtände zu beſeitigen und Alle zu beglücken."

„Das iſt auch meine Anſicht. Nun hören Sie weiter. Der Friedensrichter darf keine Amtshandlung vornehmen, ohne den Gerichtsſchreiber zuzuziehen, der jeden Akt kontraſignirt und die Urkunden aufbewahrt, um den Partheien auf Verlangen Abſchriften und Ausfertigungen zu ertheilen. Schwere Verantwortung laſtet auf Letzterem. Er allein beglaubigt die Ausfertigungen und er iſt es, — wie ſich vor einiger Zeit der Staatsprokurator bei Gelegenheit einer Unterſuchung ausdrückte — der durch ſeine Unterſchrift den Verfügungen des Friedensrichters erſt die Beglaubigung verleiht, um ſie vollziehen zu können. In ſeiner Perſon vereinigt er ſämmtliche Aemter eines Sekretärs, Aktuars, Regiſtrators, Calculators, Canzleidirektors, Stempel- und Sportel-Beamten, Journaliſten und Protokollführers. Bei der Unmöglichkeit, die untergeordneten Arbeiten, z. B. Mundiren, Expediren, d. h. die Originale in Abſchriften ausfertigen, perſönlich zu verrichten, muß er einen oder mehrere Gehülfen auf ſeine Koſten halten, von welchen ein dazu Geeigneter vereidet ſein kann, um in Krankheits- und gültigen Verhinderungsfällen ſeine Stelle wahrzunehmen."

„Sind die Gehalte der Friedensgerichtsbeamten bedeutend?" fragte Maſſau.

„In großen Städten höher als in mittlern und hier bedeutender wie in kleinen oder auf dem platten Lande. Die Sporteln, Gerichtskoſten genannt, beſtehend in Gebühren für Zeitaufwand und Ausfertigungen, welche letztere dem Gerichtsſchreiber allein zukommen, beziehen ſie ſelbſt. Peinlich iſt der Umſtand, daß ſie die Gebühren, die übrigens auf die Akten geſetzt

werden müssen, direkt von den Partheien einzuziehen haben."

„Das ist allerdings sehr peinlich," meinte der Fremde.

Der Referendar fuhr fort: „Die Akten der Friedensgerichte theilen sich in Audienzprotokolle, nämlich Verhandlungen über eigentliche Prozesse, Urtheile ꝛc. und Urkunden der freiwilligen Gerichtsbarkeit, zu welcher letzteren nur das Vormundschaftswesen, Ver- und Entsiegelungen, Notorietätsakte, Verhandlungen am Vergleichsbureau, Vereidungen, Erledigung der Commissorien der Instructionsrichter, Ober-Prokuratoren, Handels- und auswärtiger Gerichte, endlich, sonderbar genug, die Subhastationen und die Einregistrirung der Privaturkunden gehören. Oeffentliche freiwillige Immobiliar-Versteigerungen, Contracte aller Art, Inventarien u. dgl. sind ausschließlich den Notarien zugewiesen, die oft, z. B. bei einer Entsiegelung, wo sie, bei successiver Abnahme der Siegel, ein Inventar über den Nachlaß errichten müssen, mit dem Friedensgericht gemeinschaftlich arbeiten."

„Dann sind ja bei solcher Inventarisation viele Personen auf ein Mal thätig?" sagte Massau.

„Wenigstens gegenwärtig. Da finden Sie den Friedensrichter, den Gerichtsschreiber, den Siegelhüter, den Notar, dessen Sekretär, dessen zwei Instrumentszeugen und den Taxator. Nehmen Sie noch die Betheiligten dazu, so werden Sie bald ein gefülltes Sterbehaus haben. Nun muß ich schließlich noch einer Beamtenklasse erwähnen:

„Bei jedem Friedensgericht fungiren ein, zwei oder drei Gerichtsvollzieher, die allein befugt sind, Ladungen vor dasselbe und seine Erkenntnisse den Parteien zuzustellen, so wie den Dienst in der Audienz zu versehen. Sie werden aus der Zahl der im Landgerichtsbezirk instrumentirenden Gerichtsvollzieher vom Friedensrichter gewählt, und dürfen, wie ihre sämmtlichen Collegen, im Umfange des Landgerichts-Sprengels, auf directe Requisition der Parteien Notariats- und gerichtliche Urkunden vollziehen, können aber, nach einer kürzlich ergangenen Ministerial-Verfügung, vom Friedensgericht wieder enthoben werden. Obgleich der untersten Beamtenclasse angehörend, übersteigt ihre Gebühren-Einnahme in der Regel 1000 Thaler jährlich und erhöht sich nach Umständen, besonders bei erworbenem großem Zutrauen des Publikums bis auf 4000 Thaler. Da ihr Amt durchaus selbstständig, so ist ihre Qualifikation ebenfalls von nicht geringer Bildung abhängig und ein Theil des früher von den Gerichtsschreibern Gesagten paßt auch auf ihr Verhältniß hinsichts des Andrangs der mit Versorgungsansprüchen entlassenen Unteroffiziere zu ihren Stellen."

„Diese Gerichtsvollzieher sind also keine eigentlichen Gerichtsboten?" fragte der Kaufmann.

„Durchaus nicht," erwiederte der Referendar. „Die Friedensgerichtsbeamten mögen mit ihren Botenangelegenheiten sehen, wie sie fertig werden und dergleichen Dienste aus ihrer Tasche bezahlen. Der Gehülfe, oder wenn dieses nicht angeht, die Magd des Gerichtsschreibers oder jene des Friedensrichters müssen Akten und Briefe tragen, putzen, auskehren u. den Ofen heizen. Der Staat besoldet oder vergütet den Friedensgerichten keinen Boten."

„Ei, das ist eine sonderbare Einrichtung. Ich muß gestehen, würde bei unseren Land- und Stadtgerichten eine solche eingeführt, der Herr Direktor und die Beisitzer geriethen in Verzweiflung," bemerkte Massau.

„Ja, ja, wir sind oft stiefmütterlich bedacht. Nun weiter über die Competenz der Friedensgerichte."

„Sie erkennen in persönlichen und Mobiliarsachen, mit Zulassung der Apellation, bis zur Summe von 1000 Thalern, in letzter Instanz bis 20 Thaler."

„Sie erkennen, wenn ein schriftlicher Miethecontract vorliegt, auf die Räumung gemietheter Häuser oder Wohnungen, sofern die Klage auf die Nichtzahlung des Miethzinses oder auf den Ablauf der Miethzeit gegründet wird und der jährliche Miethzins die Summe von 50 Thaler nicht übersteigt, wogegen ihre Competenz bei dem Vorhandensein eines nur mündlich abgeschlossenen Miethsvertrages unbeschränken ist. Sind in einem und demselben

Vertrage ein Haus oder eine Wohnung und andere Grundstücke zur Benutzung überlassen worden, so gehört die Räumungsklage nur dann vor das Friedensgericht, wenn das Haus oder die Wohnung als Hauptgegenstand des Vertrages anzusehen ist."

„Auf diese Weise," bemerkte der Kaufmann, „sind die Wohnungen wohl schnell geräumt?"

„Schneller wie früher, als dergleichen Klagen noch beim Landgericht angebracht werden mußten," erwiederte der Referendar. „Hören Sie weiter:

„Lassen sich die Partheien über eine Handelsgerichtssache vor dem Friedensgerichte ein, so finden gegen das ergangene Erkenntniß der Rechtsmittel wie gegen andere Erkenntnisse der Friedensgerichte statt. Auf den in Handelssachen sonst zulässigen Personalarrest kann jedoch in diesem Falle vor dem Friedensgerichte nicht erkannt werden. Innerhalb ihrer Competenz u. unter der Beschränkung, daß die Vollstreckung des Urtheils bei etwaiger Reformation in der Appell-Instanz vor die Landgerichte gehört, sollen die Friedensgerichte auch über den Einspruch erkennen, welcher von dem Verurtheilten gegen die auf Grund ihrer Urtheile eingeleitete Mobiliarexecution und über die Opposition, welche gegen Mobiliarexecutionen auf Grund von Notarialacten erhoben worden sind. Auch haben sie über die Ansprüche dritter Personen, welche bei der Pfändung von Mobilairgegenständen des Schuldners geltend gemacht werden, in den Grenzen ihrer Competenz zu erkennen."

„Wie verhält sich das mit den Notarialacten?" fragte Massau.

„Diese Acten werden, ebenso wie die Urtheile in executorischer Form ausgefertigt und ohne besondere Einklage durch Gerichtsvollzieher vollstreckt, wenn sie von den Partheien auf dem Original unterschrieben worden sind, oder diese nach Vorlesung erklärt haben, Schreibens unfähig zu sein. Ferner können die Friedensgerichte in dringenden Fällen die Ermächtigung zum Arrestschlage ertheilen und insofern sie über die Summe überhaupt zu entscheiden befugt sind, über die Gültigkeit des Arrestschlages sprechen. Die Urtheile der Friedensgerichte über possessorische, sowie über Räumigungsklagen sind ohne Ausnahme der Appellation unterworfen. Sie können jedoch die provisorische Vollstreckbarkeit der Erkenntnisse, mit und ohne Bürgschaftsbestellung, verordnen."

„So eine provisorische Vollstreckung," fiel der jüngere Fröhlich ein, „ist gewiß allen unbarmherzigen Gläubigern willkommen."

„Das kannst Du denken," sagte sein Bruder und fuhr fort:

„Außerdem darf, mit den im Gesetz enthaltenen Ausnahmen, keine Klage beim Landgerichte anhängig gemacht werden, wenn der Kläger nicht zuvor den Beklagten vor das Friedensgericht zum Sühneversuch hat laden lassen. Selbstredend können die Friedensgerichte als Vergleichskammern in der Sache nicht entscheiden, vielmehr nur vergleichen oder nach vergeblichem Sühneversuch zum Landgericht verweisen."

„Viele Aehnlichkeit mit unserem Institut der Schiedsmänner," bemerkte der Königsberger.

„Allerdings," antwortete der Referendar und erklärte weiter:

„Als Polizeigerichte haben sie, ohne Rücksicht auf das Maß der gesetzlichen Strafe, über alle Contraventionen zu erkennen, welche nach Inhalt der Gesetze polizeilich geahndet werden sollen, oder deren Strafe ausdrücklich als eine polizeiliche bezeichnet worden ist, insofern in dem betreffenden Gesetze selbst nicht ein Anderes angeordnet worden."

Ueber die letztere Angabe des Referendars wunderte sich der Fremde sehr und fragte: „Also spricht hier nicht die Polizeidirection oder das Polizeipräsidium die Strafe über einfache Contraventionen aus?"

„Nein, das ist lediglich Sache der gerichtlichen Polizei, welche bei uns von der Verwaltungspolizei getrennt ist."

Eben hatte der Referendar die letzten Worte gesprochen, als plötzlich die Gäste im Nebenzimmer mit den Stühlen rückten, hastig den noch vor ihnen stehenden Wein austranken und zur Thüre hinausströmten.

„Was giebt's da?" fragte der Reisende.

„Die Sitzung beginnt," erwiederte der Al-

tere Fröhlich, „wir wollen den Leuten folgen.“

Alle Drei leerten die Gläser und gingen durch das Nebenzimmer über den Hausflur in den Sitzungssaal, wo sie in der geöffneten Thüre mit dem Gerichtsvollzieher Strassen, der über einer schwarzen Kleidung einen schwarztuchenen, inwendig mit Seide gefütterten, die linke Schulter und den halben Rücken bedeckenden spanischen Mantel trug, zusammentrafen.

„Wie stark ist heute die Rolle, Herr Strassen?“ fragte der Referendar im Eintreten.

Neun vertagte und dreiundvierzig neue Sachen,“ war die Antwort.

„Habe ich recht gehört, zweiundfünfzig Sachen sollen heute verhandelt werden? fragte erstaunt der Kaufmann. „Wie ist das möglich?“

„Nicht wahr, Herr Massau, das wundert Sie?“ erwiederte der Referendar, , und den noch werden Sie sich von der Möglichkeit überzeugen.“

Sie betraten hierauf den Sitzungssaal, der bereits bis zur Thüre mit Menschen angefüllt war. Der ältere Fröhlich führte die beiden Anderen in die Gegend eines nach dem Garten hinausgehenden Fensters, von wo aus sie das ganze Local übersehen, und was gesprochen wurde, deutlich hören konnten.

Der Saal nahm eine ziemliche Quadratfläche ein und schien früher zur Kapelle gehört zu haben, wofür die bis zur Decke reichenden Fenster und die gewölbte, mit alterthümlichem Schnitzwerk verzierte Decke, sowie der Umstand sprachen, daß das ganze Haus vor Zeiten einer nun ausgestorbenen altadelichen Familie gehört hatte.

Ein Drittel des Raumes, dem Eingange gegenüber, war durch eine Schranke abgetheilt. In derselben sah man eine, etwa neun Zoll erhöhte Tribüne, worauf drei schwarze, nebeneinandergesetzte Tische standen, mit Dintenfässern und Sandbüchsen darauf. An der hintern Wand waren in ziemlicher Höhe zwei Consolen mit ausgestopften Schwänen angebracht, vermuthlich das Bild der Unbeflecktheit der gerichtlichen Würde kundgebend. Von der Decke herab hing ein kolossaler Glaskronleuchter.

In der Mitte hinter den Tischen saß ein stattlicher Mann von gesundem Aussehen, etwas über vierzig Jahre alt. Er hatte blonde Haare und eine silberne Brille auf, die seinem Blicke etwas Imposantes verlieh. Eine weite, reichfaltige, lange Robe von schwarzem Orleans, auf welche das in kleinen, dichten Falten eingelegte Päffchen — das Halstuch vorstellend — in zwei Zipfeln von der Halsbinde aus herabfiel, bezeichneten den richterlichen Beamten im Costüme. Es war der Friedensrichter und Justizrath Scheurmann, ein überaus kenntnißreicher Mann, in jeder Hinsicht tüchtiger Jurist, und wenn auch wegen seines strengen fiskalischen Charakters, der zu dem Amte eines Friedensrichters wenig paßt, beim Publikum im höchsten Grade verhaßt, doch von allen vorgesetzten Behörden geachtet, geehrt und in Schutz genommen, welcher Art die vielen gegen ihn gerichteten Klagen auch sein mochten.

Neben ihm zur Rechten saß, in eben solchem Costüme, ein dicker Mann mit schwarzem Haar, anscheinend von gleichem Alter. Seine fleischigen Züge verriethen auf den ersten Blick einen gewissen Grad von Dummheit, ganz eigenthümlich mit Stolz vermischt. So oft der Friedensrichter ihm leise Etwas ins Ohr zuflüsterte, machte er eine tiefe Verbeugung und der feine Beobachter konnte aus der Bewegung seiner Lippen sehr deutlich die Worte herausfinden: „Zu Befehl, Herr Justizrath.“ Er hatte eine Feder in der Hand, die er von Zeit zu Zeit in das Dintenfaß tauchte.

„Ist das der Gerichtsschreiber?“ fragte Massau den Referendar.

„Der commissarische!“ antwortete dieser. „Die Stelle ist noch nicht definitiv besetzt, seit der letzte Gerichtsschreiber, in Folge großer Conflicte mit dem Friedensrichter, vom Amte kam. Der, den sie da vor sich sehen, ist einer jener angeblich invaliden Unteroffiziere von Zwölf Dienstjahren, ein Mensch, dessen Protocolle nicht einmal von orthographischen Fehlern frei, vielweniger in ihren Sätzen richtig construirt sind; der erst als Soldat schreiben gelernt, ohne die nothwendigsten Schulkenntnisse zu besitzen.“

[Fortsetzung folgt.]

Poetisches.

Kätchen von Heilbronn.

(Romantische Sage aus dem Neckarthale.)

Frisch Liedlein.

Ein Ritter vor der Schmiede hielt
Zu Heilbronn in der Stadt:
„He Schmied! he Schmied! flink meinen Schild,
Mein Rösselein beschlag,
Mach blank den Speer
Und meine Wehr,
Daß ich mag fürder traben.

Der Ritter in die Stub' eintrat,
Nicht saß er lang allein;
Des Schmied's schön Töchterlein sich naht
Sie brachte kühlen Wein—
Was wirst Du roth,
Was wirst Du bleich,
Was wirst Du Ros' und Lilien gleich?

Das Mägdlein krank zusammenbrach,
Der Wein er floß zur Erden,
Dem Ritter sie zu Füßen lag,
Als wolle schier sie sterben.
Zu Roß stieg er
Das Herz gar schwer,
Wußt' nicht, wie ihm geschehen.

Das Mägdlein an der Zinnen stand,
Hub kläglich an zu weinen:
„Gedenk an mich du edler Knab,
„Laß mich nicht lang alleine,
„Kehr wieder bald
„Dein lieb Gestalt
„Lös't mich aus schweren Träumen!

Der Ritter über die Brücke ritt,
Sein Rößlein warf er umme:
„Ich denke Dein, Schmiedstöchterlein,
„Ich darf nicht wiederkommen,"
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz —
Sie stürzte von der Zinnen. *)

*) „Das angebliche Haus des Kätchens von Heilbronn, unweit des im halbdorischen Styl gebauten Schlachthauses, bewohnt jetzt noch ein Schmied von eben so viel Geschicklichkeit als Humor, der schon seiner kräftigen Gestalt nach, aus jener guten alten Zeit übrig geblieben sein muß." Doch hören wir die ganze Geschichte, wie sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern S. 124 ffg. nach dem Schauspiele „das Kätchen von Heilbronn" von Heinrich v. Kleist erzählt:

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, an Seele wie an Leib geharnischter Ritter—und Kätchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes, wunderschönes Mädchen, werden sich, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Kätchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Kätchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt sogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. (Als nun der Ritter fortreitet, stürzt sie sich dreißig Fuß hoch auf das Pflaster der Straße nieder. Kaum hat sie sich von dem schweren Falle erholt, so schnürt sie ihr Bündel und folgt dem Grafen von Strahl). Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget

ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Kätchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, gibt sich als Kätchens natürlichen Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Der alte Auswanderer.

In dem Westen sank die Sonne
Tief ins Meer der Ewigkeit,
Noch von ihrer Strahlenwonne
Glänzt die Erde weit und breit.
Fern im Osten steigt der helle
Hesperus am Himmel auf —
Spiegelt sich in jeder Welle:
Still verfolgend seinen Lauf.
Hier in dieser tiefen Stille
An dem Rand des „Michigan"
Von des vollen Herzens Fülle
Sang ein alter deutscher Mann.
Ueber seine bleiche Wange
Rollte eine Thräne hin —
Wehmuth war in dem Gesange
Der von andern Landen schien.
Müde an den Stock gelehnet
Blickt er thränend Hesper an,
Und sein schweres Herz sich sehnet
Andrem — fernen Land zu nah'n.
Dort wo Weib und Kinder wallen —
Jedes theure liebe Band —
Dort wo deutsche Lieder schallen
Dorthin in das Vaterland.
Und die Brust sie steigt und sinket
Von der Sehnsucht süßen Weh'n,
Und von ihren Tiefen trinket —
Er die Labung — Wiedersehn!
Liebe strahlt in seinen Zügen
Spiegelt sich im matten Licht,
Tausende Gedanken fliegen
Um das blasse Angesicht,
Hesper blickt ihn an mit Freude
Und die Stille mahnt sein Herz —
„Gott ist nah in jedem Leide —
„Er stillt einst auch deinen Schmerz.
„Jener Stern mit hellem Scheine
„Blickt auf deine Lieben hin —
„Ihre Augen! — wie die meine
„Sehen thränend jetzt auf ihn."
„Und sie denken an dich Armen
„Beten für dich zu dem Herrn —
„Hoffen dich bald zu umarmen! —
„Hoffnung leucht auch mir der Stern!
„Du strahlst auch im Vaterlande
„Scheinst auf jeden lieben Ort —
„Du erinnerst an die Bande —
„Die ich einstens knüpfte dort!
„Hoffnung glänzt in deinem Blicke
„Freude strahlt in deinem Schein
„Wonne alle Augenblicke
„Strömet in mein Herz hinein!
„Wenn die Sonne sinkt im Meere
„Und die Hoffnung scheint dahin
„Wenn die Strahlen durch die leere
„Luft zum fernen Westen ziehn —
„Dann kommst du — als Hoffnungs Sonne
„Führst die Sterne und die Nacht —
„Füllst die ganze Welt mit Wonne —
„Wenn dein Blick im Osten lacht!
„So sey mir ein Trost im Leiden
„Du sey auch mein Hoffnungs Stern —
„Sollte meine Sonne scheiden —
„Oh! — So sey auch du nicht fern!
„Einsam hier auf fernem Strande —
„Kenn ich nur allein dein Licht —
„Denn im fernen Vaterlande
„Schau'n sie auch dein Angesicht.
„Drum ein Tröster bleibt mir immer —
„Gott hat dich zu mir gesandt —
„Denn dein liebevoller Schimmer —
„Führt mein Herz ins Vaterland.
Fester tritt er auf die Erde
Freudig glänzt sein heller Blick
Wenig fühlt er die Beschwerde
Christlich trägt er sein Geschick.
Stärker lenkt er seine Schritte
Winkt den Gruß dem Sterne zu —
Bald ist er in seiner Hütte
Legt sein graues Haupt zur Ruh.
Stille ruht er! — Süße Träume —
Schicket ihm sein Vater zu.
Und die Lüfte durch die Bäume
Führen ihm die Seinen zu!

Nathan der Weise.

Phil. Sept. 21. 1864.

Buntes und Allerlei.

Das goldene Buch.

Schon mehre Jahre arbeitete Donatien Taillandier bei einem bejahrten Schuhmacher, welcher mit seinem jüngern Weibe und zwei Kindern zu Paris im sogenannten lateinischen Quartier wohnte. Der Lehrherr hielt auf ihn wegen seines Fleißes und Ehrlichkeit sehr viel, und da er dabei viel Treuherzigkeit und ein gutes Herz an den Tag legte, war er in der Familie immer wohlgelitten. Seine gute Gesinnung bewies er auch dadurch, daß er einen hochbejahrten Vetter aus dem Hospital, in welchem er Alters und Krankheit halber sich zur Versorgung befand, aus bloßem reinen Mitleid in seine höchst beschränkte Wohnung unter dem Dache aufnahm, und seiner pflegte und ihn abwartete, ob er wohl bei dessen Armuth auf keine Vergeltung rechnen konnte. Vor kurzem starb der Alte, ohne weiter etwas zu hinterlassen, als ein einziges, unscheinbares Buch. „Vetter, laß Dir's gesagt sein!" sprach er kurz vor seinem Tode zu ihm. „Achte das Buch nicht so gering und nimm es zuweilen mit zur Hand. Es hat mir manchen Trost in meiner Lage gegeben!" Diese Vermahnung hörte Taillandier geduldig mit an, aber nicht ohne Betroffenheit; denn er hätte, da er des Lesens unkundig war, in dem Buche nicht lesen können, und wenn er auch eine Brille gehabt hätte. Wie der Vetter todt war, warf er es in einem Winkel unter anderes Gerümpel. Inzwischen starb auch sein Lehrherr, welcher noch den Kummer erlebte, daß sein Sohn als Rekrut angenommen wurde. Die Wittwe hatte nun aber zu dem Gehülfen ihr ganzes Zutrauen, und dieser war wieder ihr gewogen, so daß sie am Ende nach der Trauerzeit sich zu heirathen beschlossen. Unser Bräutigam verrieth bei aller Seelengüte doch auch etwas von der französischen Eitelkeit, und wollte sich an seinem Ehrentage in bestem Lichte zeigen. Er ließ daher einen Friseur kommen, um recht zierlich gekräuselt vor den Altar zu treten. Da mangelte es an Papier zu den Wickeln u. Taillandier fiel am Ende auf das einzige, ihm theuer empfohlene Erbstück, das Buch. Als dieses aus einem Winkel aufgestöbert worden, u. unser Figaro, welcher einmal durch die Schule gelaufen, also des Lesens nicht unkundig war, solches aufschlug, wie erstaunte er, eine Banknote von 1000 Francs zu finden! Weiteres Nachsuchen war von so gutem Erfolg begleitet, daß noch 13 Banknoten von gleichem Gehalt sich entwickelten. „Und ihr behelft Euch mit einem Dachstübchen?" fragte der erstaunte Finder. Unser Taillandier aber sprang spornstreichs zu seiner Braut, rief: „Vivat, alle Noth hat bei uns ein Ende," kaufte flugs den Schwager vom Dienste durch Stellung eines Ersatzmannes los, und versah nach der Heirath sein Aushängeschild mit dem Beisatze „Zum goldenen Buch."

Die Wassernixe im See bei Wimpfen.

Volkssage von H. Wenzel.

Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weiße Schwanen, er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wußte nicht wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächti-

gen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst Du hierher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiß nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst Du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, doch darfst Du, sobald Du einmal drei Tage hier verweiltest, nie wieder in Deine Heimath zurückkehren, denn Du würdest alsdann Dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zusehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine häßliche, alte Frau zu ihm hin, und sprach: Wenn Du mir gelobest, mich zu heirathen, so führe ich Dich in Deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen und mich zu betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da standen die drei Schwestern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil Du so redlich bist, sprachen sie, so magst Du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, saß er am Ufer des See's, er erzählte seine Geschichte, allein Niemand glaubte sie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei schönen Jungfrauen, denn sie waren ihm unvergeßlich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er versetzt gewesen war, so heftig, daß er nach wenigen Tagen starb.

Im Munde des Volkes hat sich noch ein sehr schönes Lied, welches diese noch aus heidnisch-deutschem Volksglauben entsprungene Sage besingt, erhalten; es verdient, da es noch wenig bekannt ist, hier mitgetheilt zu werden.

„Dort oben auf dem Berge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

„Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergiebst"

Den Knaben fasset Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist."

Sagen und Mährchen von Nixen, die sich in die schönen Menschenkinder verliebten, sind fast durch ganz Europa verbreitet.

In der badischen Wochenschrift 1806 No. 21 erzählt Grimm die Sage von dem See bei Eppenbach; und wir theilen sie hier in einem Auszuge mit:

„Vor Jahren versammelten sich die jungen Bauern und Bäuerinnen, wie jetzt an den Winterabenden. Aber damals traten, seit dem Gedächtniß der Aeltermütter, jeden Abend 3 wunderschöne, weiß gekleidete Jungfrauen in den fröhlichen Kreis. Man harrte jeden Abend mit Sehnsucht der Gewohnten, und wie gute Engel nahm man die holden Schwestern auf: denn sie brachten jeden Abend ein neues Lied, eine schöne Weise, ein munteres Spiel, oder ein unbekanntes Mährchen mit. — Man liebte sie allgemein, und besonders verweilten die Blicke der jungen Bursche mit Wohlgefallen auf den schönen Zügen der Jungfrauen, aber eine besondere Hoheit in ihrem Wesen scheuchte alle Vertraulichkeit. Auch sie brachten immer ihre Rocken und Spindeln mit, und keine der Spinnerinnen übertraf sie an Behendigkeit und ihre Faden an Feine. Sobald aber die Glocke elf schlug, packten sie ihre Rocken zusammen, und nichts konnte sie bewegen, auch nur eine Minute länger zu bleiben. Fröhlich und eilig verschwanden sie aus dem

Kreise wie sie gekommen waren. Keine Spur verrieth ihren Weg, wenn sie Abschied genommen hatten. Niemand wagte es auch, ihnen nachzugehen. Man wußte nicht, woher sie gekommen waren, man wußte nicht, wohin sie gingen, man sah sie nur, in die Stube tretend und hinausgehend, und wenn man von ihnen sprach, so hießen sie nur die Jungfrauen aus dem See, oder die drei Schwestern aus dem See.

Einige Bursche brannten besonders im Stillen für die wunderbaren Mädchen, und unter ihnen, des Schulmeisters Sohn. Ihm that es besonders leid, wenn sie so frühe schieden, ihm währte immer der Tag zu lang, und war erst der Abend nahe, so dünkte ihm jede Stunde, ehe die Spinnstube besucht wurde, eine Ewigkeit. Um doch einmal ihres Anblicks eine Stunde länger zu genießen, stellte er eines Abends, ehe er in die Spinnstube ging, die Dorfuhr um eine Stunde zurück. Die Jungfrauen hatten diesmal ein neues Lied mit einer neuen Weise mitgebracht, und lehrten es die Anwesenden. Darüber wurde der längere Verzug der elften Stunde nicht bemerkt, die Jungfrauen blieben, bis die Glocke elfe schlug, und gingen also erst um zwölf Uhr weg. Sie schieden so fröhlich und heiter wie sonst. — Darüber freute sich der gute Jüngling, und beschloß diesen Streich zu wiederholen. Er hatte sich aber vergebens gefreut. Als am folgenden Tage einige Leute am See vorübergingen — jetzt ist eine schöne Wiese an seiner Stelle — so hörten sie ein klägliches Gewimmer, und auf dem flachen See gewahrte man drei große, blutige Stellen. Niemand wußte es zu deuten, jedes aber ahnete, was geschehen sei. Des Abends harrte man in der Spinnstube der drei Schwestern, aber nie sind sie wiedergekommen."

Frisur der Fidschi-Insulaner.

Wenn die Knaben heranwachsen, so wird ihr Haar nicht mehr abgeschnitten, und man nimt sich viele Mühe, es in eine lappenähnliche Form auszubreiten. Besonders die Häuptlinge wenden große Sorgfalt auf die Anordnung ihres Haars, und zu diesem Zweck haben sie Friseure, deren einzige Beschäftigung in der Sorge für die Köpfe ihrer Herren besteht. Die Pflichten dieser Beamten werden für so heilig gehalten, daß ihre Hände unentweiht von jeder anderen Beschäftigung bleiben müssen, und daß ihnen nicht einmal erlaubt ist, sich selbst Nahrung zu reichen. Der Kopfputz eines Häuptlings kostet mehrere Stunden, und das Haar wird so behandelt, daß es vom Kopf aus nach jeder Seite hin oft acht Zoll weit absteht. Der Bart, der ebenfalls sorgfältig gepflegt wird, reicht oft auf die Brust herab, und wenn bei einem Fidschi diese wichtigen Theile seiner Person wohlgeordnet sind, so legt er eine Sorgfältigkeit an den Tag, die nicht wenig belustigend ist. Bei der Ausputzung des Haares wird dasselbe mit Oel gesalbt, das mit einem kohlenartigen Schwarz vermischt ist, bis es vollkommen gesättigt ist. — Der Friseur nimmt dann die Haarnadel, welches ein langer dünner Stab von Schildkrötenschale oder Knochen ist, und zupft jedes Haar besonders. Hierdurch kräuselt sich dasselbe und steht aufrecht. Der Haarbüschel wird dann durch Sengen geglättet, bis er das Ansehen einer ungeheuren Perücke hat. Wenn dies geschehen ist, wird ein Stück tapa, welches so fein ist, daß es wie Goldstoffpapier aussieht, in leichten Falten um das Haar gewunden, um es vor Thau oder Staub zu schützen. Diese Bedeckung, welche mit einem Turban Aehnlichkeit hat, heißt sala, und nur Häuptlingen ist es gestattet, sie zu tragen. Ein hai-si oder ein gewöhnlicher Mensch, der sich diesen Kopfputz anmaßen wollte, würde sofort mit dem Tode bestraft werden. Die sala dauert, wenn sie recht genommen wird, drei Wochen oder einen Monat, und das Haar wird nur, wenn sie weg genommen ist, der Frisur unterworfen; doch die Häuptlinge und Dandys lassen selten einen Tag vorübergehen, ohne die sala zu ändern und ihr Haar von neuem der kunstreichen Hand des Friseurs zu übergeben.

Im Jahre 1470 gab Georg Neville, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York, dem Adel u. der Diöcese ein Festmahl, dessen Speisekarte noch jetzt im Reichsarchive zu London aufbe-

wahrt wird. Auf der Tafel des Prälaten servirte man an jenem Tage 80 Ochsen, 6 Stiere, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 300 Kapaunen, 100 Kaninchen, 4000 Tauben, 2000 Hühner, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 8 Seekälber, 4000 Enten, 4 Schildkröten, 3000 Hechte, 1000 Schüsseln Gelees und noch eine ganze Seite voll anderer Gerichte. Bei der Zubereitung dieses Gastmahls waren 61 Haushofmeister, 570 Köche, 150 Küchenjungen beschäftigt; 300 Fässer Bier und 140 Fässer Wein reichten kaum hin, den Durst der Gäste zu löschen.

Eßbare Schwalbennester. Daß man einen Vogel speist, ist wohl Keinem unbekannt geblieben; daß man aber auch ihre Nester als Speise verwendet, dürfte auch denen, die bereits davon gehört haben, etwas wunderbarlich erscheinen. Nichtsdestoweniger ist es eine ausgemachte Thatsache, die wir jetzt näher erörtern wollen. Es gibt nämlich in Ostindien namentlich auf der Insel Ceylon, eine Schwalbenart, welche ihr Nest aus einer eßbaren Flechte von der Gattung Sphaerococcus bereitet und deshalb nicht selten ihr mühsam erbautes Nestchen dem Menschen abtreten muß. Zum Glück darf sie sich ein neues bauen; denn sie selbst wird, wie alle andern Schwalben, wegen ihrer Magerkeit von den Kochkünstlern verschmäht.

Eine deutsche Antwort. Der deutsche Schriftsteller A. Weil erwiederte unlängst im Salon der Frau von Ancelot in Paris einem französischen Schriftsteller, der über die deutsche Sprache spöttelte und sie eine Pferdesprache nannte: „Darum können sie die Esel nicht lernen."

Der heiße Sommer. Die „Hartford Times" berichtet, daß Hr. Clark von East Granby versichert, daß in seines Vaters Familie während 35 Jahren ein täglicher Witterungsbericht genau geführt und jetzt von ihm fortgesetzt sei. Nach diesem Berichte findet er, daß die letzte Woche die 7 heißesten Tage zählte welche während des Monats September während dieser 35 Jahr jemals Statt hatten. Am letzten Samstag stand sein Thermometer um 2 Uhr Nachmittag auf 63, am Sonntag zur selben Zeit auf 96 und am Montag auf 92 Grad.

Naturerscheinung. In der Nähe von West-Springfield ist ein Teich, dessen Wasserfläche etwa 50 Acker Land bedeckt. Sein klares durchsichtiges Wasser ist seit einiger Zeit trübe geworden; aus dem schmutzig gelben Wasser steigt ein Gasquell auf, über deren Eigenschaft noch nichts Näheres mitgetheilt wird. Man vermuthet, das vor etlichen Wochen in der Umgegend verspürte schwache Erdbeben stehe zu dieser Erscheinung in einiger nähern Beziehung.

Lese-Fiaker.—In Paris halten jetzt die Fiaker in ihren Wagen Journale und bezeichnen die Namen von außen. Dieß ist für Viele sehr bequem, die nicht Zeit haben, auf das Lesen der Tagesblätter einige Stunden zu verwenden. Sie setzen sich in den Wagen ein, lesen gemüthlich und kommen dabei vom Fleck indem sie dennoch zugleich ihre Geschäftsgänge vollenden. Die Fiaker finden bei solcher Anstalt ihre gute Rechnung.

Miscellen.

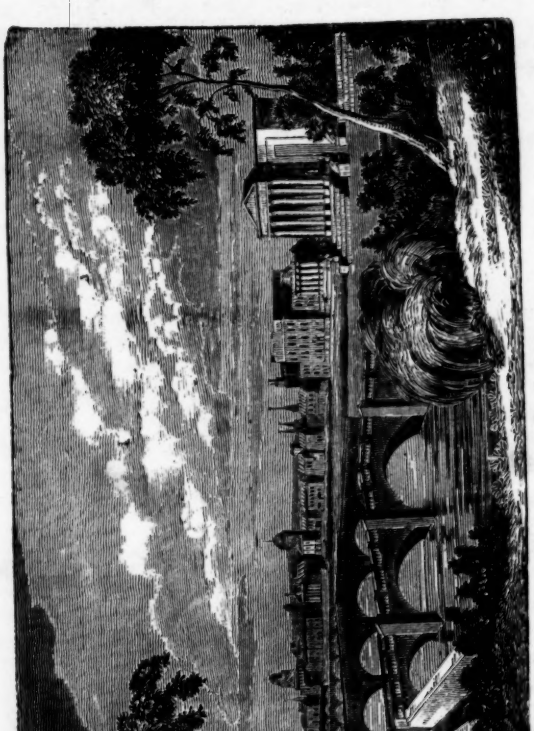
Noël, Mundkoch Friedrich's II., hatte einst eine köstliche, aber schwer verdauliche Pastete bereitet, und der König aß viel davon. „Wir kommen beide in die Hölle," sagte der König, „Er, weil er die Pastete gebacken, ich, weil ich sie genossen habe." „Thut nichts," versetzte der Koch, „wir sind beide das Feuer gewöhnt."

Ein Prediger hatte so eben seinen Vortrag angefangen, als er in's Stocken kam. Umsonst rieb er die Stirne; nichts wollte mehr heraus. Geschätzte Zuhörer," sagte er endlich, „ich beklage Euch herzlich; Ihr verliert heute eine vortreffliche Predigt."

Einer 80jährigen Frau starb die Tochter im 62. Lebensjahre. Da äußerte sie: „Die Wehfrau hat es mir schon bei der Entbindung gesagt, daß ich dies Kind nicht am Leben erhalten werde."

Er kauft nie etwas. In Paris ward ein Dieb auf der That ertappt. Als man in seiner Wohnung nachsuchte, fand man ein sehr anständiges Mobiliar, mehre 1000 Francs und zuletzt auch noch ansehnliche Vorräthe von Zucker, Kaffee, Schinken und andern derartigen Leckereien und Victualien. Als man ihn fragte ob er das Alles auch gestohlen, antwortete er: Herr Commissair, ich kaufe nie etwas.

Ein Pastor predigte eines Tages über den Werth der Seele und über die Pflicht der Erhaltung derselben. Den ersten Satz bewies er nun aus dem traurigen Zustande, in dem wir ohne Seele sein würden. „Denkt Euch einmal jetzt recht lebendig," sprach er, „Ihr hättet keine Seele, wäret wie das Vieh, das Kraut auf dem Felde frißt! Und wenn Ihr es Euch nun vergegenwärtigen könnt, und Eure Seele gleichsam hinweggedacht habt, dann—denk, prüft und urtheilt, wie unglücklich Ihr sein würdet."



Ansicht von Paris.